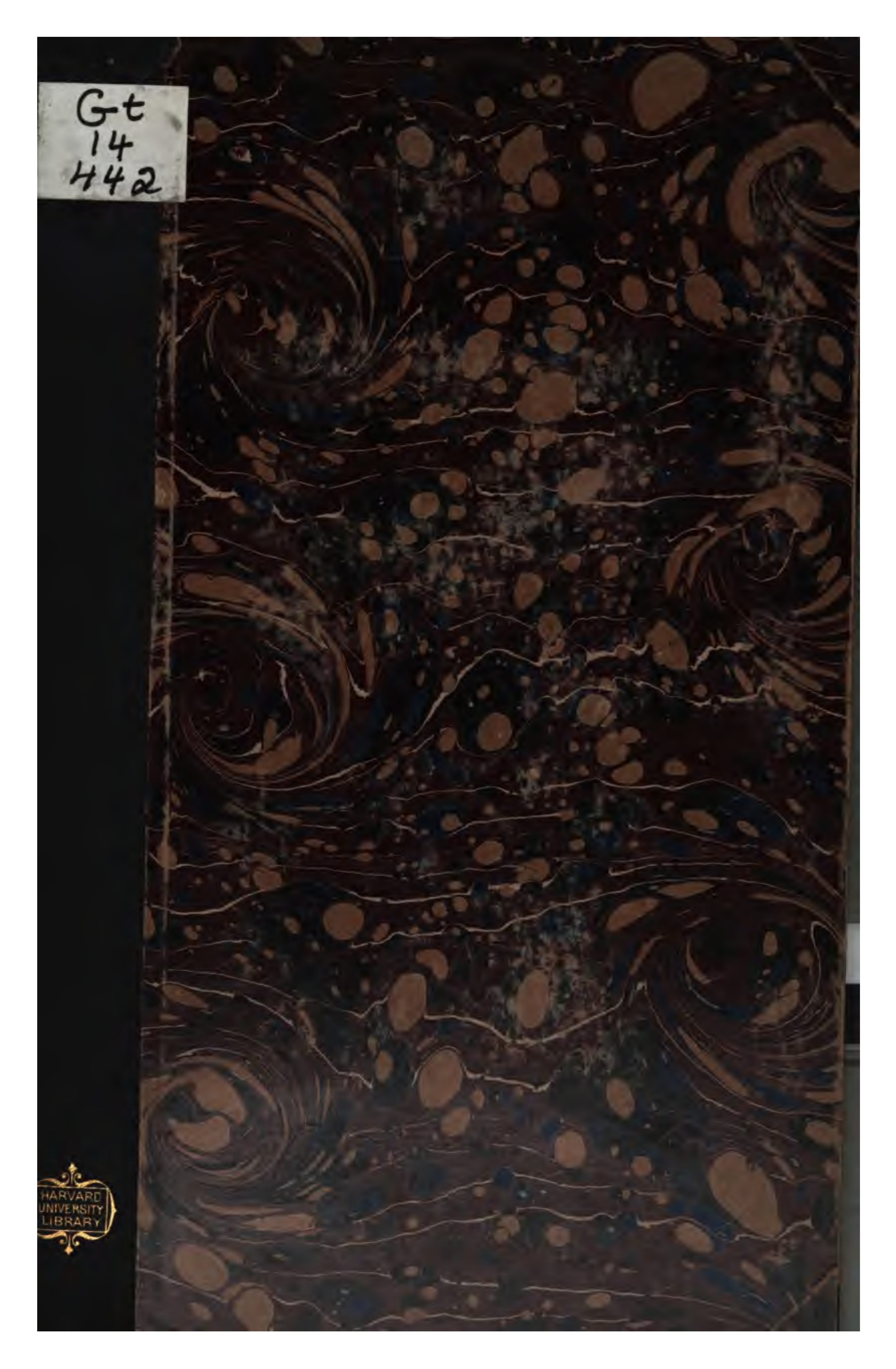

Gt
14
442
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY



THEOKRITS HUMOR.

Dargelegt
an charakteristischen Stellen seiner
mimischen und bukolischen Dichtungen.

Von
DR. KARL ZETTEL,
K. Gymnasialprofessor.



PROGRAMM ZUM JAHRESBERICHT ÜBER DAS K. NEUE GYMNASIUM
ZU
REGENSBURG
FÜR
DAS STUDIENJAHR 1882/83.



REGENSBURG.
DEMMLERSCHE BUCHDRUCKEREI (M. WASNER).
1883.

Die zu artigen Kunstwerken abgerundeten Kleinbilder altsikulischen Volkslebens hiess man Idyllen (εἰδύλλια*). Ich glaube nun zwar, dass beispielsweise Konrad Beyer in Bezug auf den landläufigen Begriff von Idylle so ziemlich das Richtige wird getroffen haben, wenn er sagt: „*Nicht das Bestreben, vor Störendem bewahrt zu sein, nicht die träumerische Behaglichkeit am Abgeschlossenen und Abgegrenzten ist Merkmal des Idylls, wohl aber die Liebe zum Ländlichen, die Sehnsucht nach der Einfachheit und Natürlichkeit ländlicher, ungekünstelter Zustände und Verhältnisse.*“ Wenn ferner Vischer in ähnlicher Weise sich auslässt: „*Aus der unbefangenen Einheit der Natur und Kultur geht die arkadische Beseligung hervor*“, was freilich noch kürzer und präciser Jean Paul mit den Worten bezeichnet: „*Die Idylle ist die epische Darstellung des Vollglückes in der Beschränkung*“ und weiter:

---

*) Vgl. die geistreiche Ansicht Christs über Herkunft und Bedeutung des Wortes εἰδύλλιον (Verhdl. d. 26. Versamml. der deutschen Philol. zu Würzburg, 1869)!

Neuerdings hat Otto Hempel (Quaestiones Theokriteae, Kiel, Lipsius und Fischer 1881, worüber ich mich in „*Philologische Rundschau*“ 2. Jahrg. Nro. 30 näher ausgesprochen habe) die Ansicht aufgestellt, dass der Name εἰδύλλιον auf die Verwalter der Bibliothek in Alexandria zurückgeführt werden müsse, welche die ihnen anvertrauten poetischen Werke nach ihrem Inhalt in gewisse Sparten abgeteilt hätten, welche εἴδη benannt worden seien, soweit sie dem grossen Stile zugezählt, εἰδύλλια aber, soweit sie der kleineren, zierlicheren Art zugeteilt worden seien und auch geringeren Umfang gehabt hätten.

„Diese Beschränkung kann sich bald auf die der Güter bald der Einsicht, bald des Standes bald aller zugleich beziehen“, so lässt sich im ganzen nichts dagegen einwenden; aber so berechtigt diese Definitionen für sich und im allgemeinen sind, so wenig passen sie nach allen Seiten hin — sie sind nicht erschöpfend und dies am allerwenigsten für die mimischen und bukolischen Dichtungen Theokrits. Der Grundzug im Charakter der Theokritschen Genrebilder — denn das sind sie und nichts anderes — ist die innige Teilnahme an den verschiedenen Erscheinungen des täglichen Kleinlebens und der Natur in ihrem anmutigen Wechsel, was sich in den meisten Fällen dramatisch (Dialog und Monolog), in einigen lyrisch zur Darstellung bringt. Das erzählende Moment tritt lediglich episodisch ein. Demzufolge verstossen historisch-verwickelte Ereignisse sowie eine übergrosse Anzahl auftretender Personen gegen das Wesen der Idylle überhaupt und gegen diese idyllischen Lebensbilder des sikulischen Sängers insbesondere. Die Seele des Lesers darf nicht auf eine Entfaltung geschichtlicher Thatsachen hingewendet werden, weil er dadurch verhindert würde, einen ruhig verweilenden Blick auf Menschen und Tiere, Bäume und Blumen etc. zu werfen, weshalb Gervinus ganz mit Recht behauptet, die Idylle sei da zu Hause, wo Mangel an bewegter Geschichte sei. Ebensowenig kennt die Idylle Ziererei und Überkultur. Wenn aber der letztgenannte Literaturhistoriker weiterfährt, ihr Stil sei einfach, naiv, wohl zuweilen warm und lebhaft, nie aber leidenschaftlich, so gilt das letztere wenigstens von den Theokritschen Bildern nicht; treffend aber scheint mir sein Wort: *„Im Idyll muss sich jeder zu Hause fühlen, alles muss bekannt, verständlich sein, das niedere Leben, die gemächliche Alltäglichkeit in Stadt und Land, d. h. eine Welt, in der nichts Grosses geschieht, deren Geschichte ohne Geräusch langsam dahinfliesst, muss die Scene bilden. Wo es dem göttlichen Knaben im Homerischen Hymnus wohl wird, in der heimatlichen Grotte seiner Mutter,*

singt er nicht nur von ihrer Liebe, sondern auch von ihrem Hausrat, von ihren Kesseln und Dreifüssen.“ Was nun die Standesbereiche anlangt, denen die Theokritschen Personen zugewiesen werden, so ergibt sich, dass zwar vornehmlich das Hirtenleben in den Rahmen solcher Genrebildchen tritt, aber doch die Denk-, Rede- und Handlungsweise anderer niederer und mittlerer Schichten der Gesellschaft keineswegs ausgeschlossen ist; es können nämlich dem Wesen des Idylls entsprechend alle derartigen Stände und Beschäftigungen in diesem Dichtungsbereiche eine Stelle finden, wenn sie nur in Harmonie mit sich selbst, mit der Natur und Welt erscheinen oder nach einer Abirrung doch wieder zu derselben zurückfinden. Theokrits Bilder aber unterscheiden sich von den Mimen des Sophron dadurch, dass sie mit weniger breitem Behagen gezeichnet sind. Wenn nun selbst bei unserm feingebildeten und massvollen Bukoliker, der doch das Naturwüchsige, oft sogar Possenhafte und Harlekinadenmässige des Mimus mit der ganzen Grazie der Kunst zu durchdringen wusste, Ton und Ausdruck zuweilen derbkräftig ist, so dürfen wir nicht vergessen, dass Theokrit, allerdings in der besten Bedeutung des Wortes, Realist war, der die Wirklichkeit gerne aufsuchte, wo sie von Lebensmut und Gemütsfrische zeugte, nicht aber da, wo sie Schmutz, Geschwür und Eiterbeulen wies. Er verfügt über einen reichen Fond natürlicher Anmut, ohne dabei die Schalkhaftigkeit eines mutwilligen Kindes eingebüsst zu haben, und so klingt uns denn aus den meisten idyllischen Dichtungen Theokrits die ungebundenste Lebensfreude ins Herz. Seine Hirten und Mädchen, seine Fischer und Bauern sind keine schlotternden Lemuren, wie die Gesnerschen Halbmenschen. Kurz da herrscht frisches, reizvolles, und, mehrenteils anmutig, bewegtes Leben, da sind originelle, lebenswahre Menschen, da ist Komik der Charaktere neben der Komik der Situation, da waltet echte Poesie und somit eine versöhnliche Weltanschauung. Gemüt

und Menschenliebe blicken aus den Augen der lächelnden Genien des Humors und der Ironie. Auch leben wir alles mit. Es wird dem Leser sofort, als höre er in Wirklichkeit einen griesgrämigen Polterer, einen schwerfällig liebenden Tölpel von Kyklopen etc., oder aber, als sähe er das jugendfrohe Mägdlein schnellfüssig an sich vorüberhüpfen. Ein reizendes Gemisch von Spottsucht und Zärtlichkeit weisen namentlich die Mädchen- und Frauen-Charaktere. Muntere Niedlichkeit und Koketterie paart sich mit gutmütigster Aufrichtigkeit, und das alles findet in ungeschmückter Redeweise den entsprechenden Ausdruck. Es sind eben lauter Typen aus dem Volksleben mit individuellster Wahrheit, deren gelungene Darstellung gerade unserm Dichter in ganz aussergewöhnlichem Masse eignet. Dem sozialen Leben der niedern Kreise auf dem Lande wie in der Stadt wird, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Puls gefühlt, nicht um eine Diagnose anzustellen, sondern weil man sich dieses gesunden Pulsschlages erfreut. Nicht selten wird ein gewisser Humor dadurch erzielt, dass der Dichter geschichtlichen oder gar sagenhaften Persönlichkeiten aus den urältesten Zeiten solche Motive ihrer Denk- und Handlungsweise unterschiebt, wie sie eben zu allen Zeiten herrschen und heutzutage noch von gleicher Wirkung sind. Dies Moment möchte ich ganz besonders betonen. Namentlich aber wird der unter entsprechenden Umständen sogar sittigende Wert des mit mässiger Arbeitslust verbundenen Landlebens in ein helles Licht gerückt. Mit der Moral wird nicht wie mit der Thür ins Haus geplumpst. Das gerade ist ein feiner und origineller Zug unseres Poeten, ein Zeichen des wahrhaft künstlerischen Realismus, dass wir im Verlauf der Handlung unvermerkt, wie es eben das Leben selbst macht, aus dem heiteren und scherzhaften in das ernstere und sittliche Element, aus dem Flitterkreis liebender Neigung und des Hochzeitsreigens in die edle Sphäre pflichttreuen Ehebundes hineingeführt, ich möchte sagen,

hineingesungen und gespielt werden. Kurz über allem webt ein unsagbarer Zauber wahrer Poesie.

Meine Aufgabe nun soll es sein, das humoristische Moment bei unserm Dichter, zunächst in seinen bukolischen und mimischen*) Dichtungen, loszulösen und zu zeigen, wo und wie er mit den Schlaglichtern des Humors aufspielt. Analysieren im eigentlichen Sinne aber möchte ich hier wenigstens nicht; das Analysieren gleicht mir zu sehr dem wissensdurstigen Triebe des Fachbotanikers, der die holden Blütensterne zerpflückt, um Gestalt und Zeichnung der Blumen zu erkennen.

Auch muss ich mich, um innerhalb der Grenzen eines Schulprogrammes zu bleiben, ungleich kürzer fassen, als es die überreiche Fülle des Stoffes erheischt, und werde mich sohin darauf beschränken, nur die in Hinsicht auf Humor besonders charakteristischen Stellen vorzuführen und zu beleuchten.

Ausserdem glaube ich noch die Bemerkung vorausschicken zu sollen, dass, wenn des sikulischen Dichters Humor ja ansetzt, ironisches Gelüste zu bekommen und zur Satire sich zu gestalten, dies mehrenteils harmlos ist und keinen Stachel im Gemüte zurücklässt. Bisweilen nimmt der frohmutige Sänger, wenn er die Menschenkinder seiner Zeit unter das Joch schelmischer Laune schicken will, seine eigene Person dazu und schwächt durch heitere Selbstironie alles möglicherweise Verletzende ab. Mit des Archilochos giftigen Pfeilen will er nicht töten. Auch ist sein Humor ein derartiger, dass Personen und Verhältnisse niemals in einem Grade karrikiert werden, der Widerwillen erregen könnte.

---

*) Idyllen wie XII, XIII, XXIX, um nur sehr charakteristische zu nennen, sind in ihrem Grundton so sehr vom bukolischen und mimischen Wesen entfernt, dass sie nicht wohl in den Rahmen dieser kleinen Abhandlung passen.

Wenn von Theokrits Humor die Rede ist, so muss vor allem der eigentlichen mimischen Gesänge gedacht werden, die ein warmsinnliches Leben, einen reichen und frisch anmutenden Wechsel und eine höchst gelungene Charakteristik bekunden. Hier kommt die biedere und naive Treuherzigkeit eines wackeren Hirtenpaares zur Geltung (Id. I), dort eifersüchtige Liebe in psychologischer Motivierung (Id. II), daneben zweimal ein spöttischer Schlingel im Gegensatz zu einer sanftgearteten Seele (Id. IV und X); sodann tritt ein braver Hirte mit einem stolzen, aber wohlberechtigten Selbstgefühl auf, während sein Gegenbild einen dünkelhaft eitlen und charakterlosen Menschen darstellt (Id. V). Ganz besonders hervorzuheben ist Lykidas, der sinnige und heiterliebenswürdige Ziegenhirte (Id. VII), der Kyklop, einmal als spröder, dann als zahmer Bär (Id. VI und XI). Von reizender Wirkung ist die Charakteristik zweier herziger Hirtenbuben, des schüchteren und nahezu mädchenhaften Daphnis und des mutwillig-dreisten Menalkas; ein anderes eigenartiges Paar bilden der stets aufgeräumte Thyonichos und der sofort aufbrausende Hitzkopf Aischines (Id. XIV). Nimmt man dazu das vollendete Konterfei zweier weiblicher Plaudertaschen aus der Mittelschichte syrakusanischer Bürgerschaft, ein unübertroffenes Kabinetsbild, so gewinnt man schon beim blossen Nennen dieser Charakterfiguren einen ganz artigen Begriff von der weiten humoristischen Sphäre, in der sich unser Dichter bewegt. — Und nunmehr gelange ich zu den einzelnen Partien selbst, insoweit sie für mein Thema in Betracht kommen können.*)

In Id. I bietet eine Stelle (V. 45 etc.), welche ein zweihenkeliges Trinkgefäss schildert, einen launigen Inhalt:

*) Sehr instruktiv in Bezug auf das Wesen der Theokritschen Idyllendichtung dürfte das Schulprogramm des Ulmer Gymnasiums (1881—1882) von Prof. Dr. Knapp sein.

τυτθὸν δ' ὅσσον ἄπωθεν ἁλιτρύτοιο γέροντος
πυρναίαις σταφυλαῖσι καλὸν βέβριθεν ἀλωά,
τὰν ὀλίγος κῶρος ἐφ' αἱμασιαῖσι φυλάσσει
ἥμενος· ἀμφὶ δέ νιν δύ' ἀλώπεκες ἃ μὲν ἀν' ὄρχως
φοιτῇ σινομένα τὰν τρώξιμον, ἃ δ' ἐπὶ πήρᾳ
πάντα δόλον κεύθοισα τὸ παιδίον οὐ πρὶν ἀνησεῖν
φατὶ πρὶν ἢ ἀκρατισμὸν ἐπὶ ξηροῖσι καθίξῃ.
αὐτὰρ ὅγ' ἀνθερίκοισι καλὰν πλέκει ἀκριδοθήραν
σχοίνῳ ἐφαρμόσδων· μέλεται δὲ οἱ οὔτε τι πήρας
οὔτε φυτῶν τοσσῆνον, ὅσον περὶ πλέγματι γαθεῖ.

Es sitzt nämlich in einem Weinberge ein Knabe als Hüter, der aus Halmen ein Grillenhäuschen zusammengestoppelt hat und über seiner naiven Arbeit alles vergisst und unbeachtet lässt. So merkt der kleine Flechtwerkmeister die Spitzbübereien, die um ihn vorgehen, nicht, wie nämlich von der einen Seite ein Fuchs an die Trauben sich macht, von der andern ein zweiter seiner Frühstückstasche gefährlich zu werden droht. In eigener guter Laune kann der Dichter es nicht unterlassen, das Gefäss, auf welchem dieser heitere Vorwurf plastisch verarbeitet ist, mit etwas breiter epischer Behaglichkeit zu beschreiben.*)

Id. III. V. 8 und 9. Von komisch-rührender Wirkung sind die Verse:

ἦ ῥά γέ τοι σιμὸς καταφαίνομαι ἔγγυθεν ἦμεν,
νύμφα, καὶ προγένειος; ἀπάγξασθαί με ποιήσεις.

Der von einem Mädchen Verschmähte kommt auf seine ihm nur zu bekannten körperlichen Unschönheiten zu sprechen, indem er mit einem gewissen wehmütigen Humor fragt:

---

*) Über das Bildwerk selbst vgl. die interessante Abhandlung von Brunn *„Die griechischen Bukoliker und die bildende Kunst"*. (Sitzungs-Bericht der k. b. Akad. d. Wissensch. 1879.)

„Dünkt dir die Nase zu stumpf an mir in der Nähe besehen?
Oder vorspringend das Kinn?) O du ruhst nicht, bis ich*
mich hänge!“

Der gute Schwärmer mit seinem vollendeten Bocksgesicht will in verzeihlicher Selbstliebe nicht begreifen, dass er gar so hässlich sein sollte und in Folge dessen keine Erhörung finde. Durch den adverbialen Beisatz ἔγγυθεν kommt nach meiner Meinung die naive Selbstbeschönigung zu erhöhter humoristischer Wirkung. „*Sieh mich nur einmal recht in der Nähe an (aber das thust du ja nie) — und ich gewinne dann in deinen Augen ganz gewiss*“, wobei wir an die allbekannte Stelle des Horaz (Sat. I, 3 V. 38—40) denken mögen.

V. 12, 13, 14. Aus den Versen

. . . . *αἴθε γενοίμαν*
ἁ βομβεῦσα μέλισσα καὶ ἐς τεὸν ἄντρον ἱκοίμαν
τόν κισσὸν διαδὺς καὶ τὰν πτέριν, ᾇ τὺ πυκάσδῃ.

lese ich eine kleine Schelmerei des Dichters heraus. Die Erklärer finden darin nur das schmachtende Sehnen, wenn unser Hirte zum summenden Bienchen werden möchte, das er eben vorbeifliegen sieht. Ich meine nicht falsch zu sehen, wenn ich dem Kontrast besonderes Gewicht beilege, der in der hässlichen Gesichtsbildung und in dem zarten zweiten Vergleich, Biene, liegt. Darin steckt unstreitig ein komisches Moment.

V. 18. *ὦ τὸ καλὸν ποθορεῦσα, τὸ πᾶν λίπος,**) ὦ κυάνοφρυ νύμφα, πρόσπτυξαί με τὸν αἰπόλον, ὥς τυ φιλάσω.*

---

*) Was übrigens Fr. Zimmermann vermutet, dass die den Ziegen eigenartige Nase und das vorgeschobene, mit einem herabhängenden Barte versehene Kinn den Geishirten vom sikulischen Volkswitz aufgemutzt worden sei, ob nun die Wirklichkeit dem entsprochen habe oder nicht, dürfte der Wahrheit um so näher kommen, als man schon aus dem Namen des Hirten (der Scholiast erklärt *Τίτυρος* mit Bock) auf solchen Schluss kommen mag.

**) *„Pingui Minerva et parum delicate caprarius „merum pingue“, puellam nominat, sive nitidum corpusculum accipimus, in quo ossa non promineant*

lese ich mit einigen Scholiasten statt ... λίθος etc. etc., weil es ungleich besser in den Zusammenhang passt, wie auch Knapp*) darthut.

In V. 35 lässt unsern Hirten sein ohnmächtiger Zorn in weibischer Art auf eine Taglöhnerin hinweisen, die noch dazu braunen Teint habe, und dieser die Ziege zum Geschenk bestimmen, die der spröden Amaryllis zugedacht war, ein Zug ebenso charakteristisch für Leute solcher Art als von lustiger Wirkung.

Der Gesang schliesst:

.... *οὐκέτ' ἀείδω,*
κεισεῦμαι δὲ πεσών, καὶ τοὶ λύκοι ὧδέ μ' ἔδονται.
ὡς μέλι τοι γλυκὺ τοῦτο κατὰ βρόχθοιο γένοιτο.

Beim ersten Blick nun möchte man glauben, der Hirte preise Jasion sowie Adonis und Endymion (von denen in den vorausgehenden Versen die Rede ist) ihres tragischen Geschickes ungeachtet selig und überselig, während er sich selbst, der allerdings am Leben bleiben dürfe, jedoch von Amaryllis verschmäht worden sei, unglücklich nennen müsse. Aber bei der ganzen seelischen Anlage unseres Hirten ist es nicht so gar ernst gemeint; trotz des etwas schwermütigen Tones, der die Idylle durchzieht, klingt doch eine leichte Ironie durch, die am Schlusse in dem Gedanken gipfelt: „*Nun, meinetwegen sollen mich jetzt gleich die Wölfe fressen! — — Nicht wahr, das wäre so etwas für dich?*“ aber zwischen den Zeilen ist zu lesen oder vielmehr zu fühlen, dass er eine solche Freude seiner hartherzigen Schönen doch nicht machen wolle. — Es zählt dieses Idyll bekanntlich zu den Paraklausithyra (leidenschaftliche Ständchen). Die köstliche

---

sive colorem quasi pinguetudine olei inductum (λιπαρόχρως). So Bücheler. Man wird doch wohl nur die zweite Auffassung für die richtige halten können. *Die naive Plumpheit des Vergleiches lag in der Absicht des Dichters.*“ Hiller.

*) Vgl. das Ulmer-Gymnasialprogramm von 1881—1882.

Naturwahrheit der Dichtung, die wohlthuende Wärme und Unmittelbarkeit der Empfindung, die inneren Widersprüche des Liebeswahnes, die rührende Komik endlich, und dies alles eingerahmt von einem höchst originellem Eingang und einem wenigstens scheinbar drastischen Schluss: das sind Vorzüge, auf welche nicht oft genug aufmerksam gemacht werden kann.

In Id. IV stichelt der spottgewandte Battos in einem fort den Korydon und beklagt das arme Herdenvieh des Ägon, weil es einem so kläglichen Hüter zur Bewachung anvertraut worden sei. — Der geradezu packende Humor des frischen Dialogs liegt zunächst in der unvergleichlichen Ruhe und harmlosen Subjektivität, mit der Korydon, so zu sagen die gute Stunde selbst, auf alle Witzeleien des bitterbösen Spottvogels erwidert. Welcher Art die höhnischen Neckereien des einen Hirten sind, mag beispielsweise aus folgender Stelle (V. 15 und 16) hervorgehen:

τήνας μὲν δή τοι τᾶς πόρτιος αὐτὰ λέλειπται
τὠστία. μὴ πρώκας σιτίζεται ὥσπερ ὁ τέττιξ;

„*Dort an der Färse fürwahr sind einzig Knochen allein noch Übrig. Ob sie vom Tau wohl lebt als wie die Cikade?*“

Wir glauben zu hören: „Das müssen ja wahrhaft ätherische Kühe sein, denn eine gewöhnliche Erdenkuh kann ja bei solcher Kost nicht mehr auf den Füssen sich halten“.

Oder wer müsste bei den Worten (V. 20—23)

λεπτὸς μὰν χὡ ταῦρος ὁ πυρρίχος. εἴθε λάχοιεν
*τοὶ τῶ Λαμπριάδα**), *τοὶ δαμόται, ὅκκα θύωντι*
τᾷ Ἥρᾳ, τοιόνδε. κακοχράσμων γὰρ ὁ δᾶμος.

---

*) Zimmermann schreibt: „*Sollte der krotoniatische Geishirt an einen attischen Bezirk Namens Lampra denken? Eher doch an einen krotoniatischen oder sybaritischen. Da aber ein solcher mit dem Namen Lampra u. dgl. nicht bekannt ist, so liegt es näher, mit* Ziegler *und* Ameis *zu vermuten, dass eine dem Battos verhasste Person Lampriades heisse.*“ Notter: „*Lamprier = Bewohner der Stadt Lampra an der Westküste von Attica,*

„Ja und der Stier da wie mager, der rötliche! möcht' ich doch wünschen
Solch ein Knochengerüst der Lampriersippe zum Opfer,
Das sie der Hera geweiht, das hungerleidende Völklein.“
nicht sofort an jene Sorte von Menschen denken, welche einen jeden, der nicht wie sie einen Fettwanst umherschleppt, Hungerleider heissen? Übrigens ist die Stelle sehr zweifelhaft, und alle Kurversuche der Gelehrten haben bis zur Stunde noch versagt.

V. 31. Wenn ferner Korydon in seinem einfältigen Wesen sich brüstet, etwelche Stückchen einer bedeutenden Tonkünstlerin aus Chios spielen zu können, so ist das ohne Zweifel wieder ein gar drolliger Zug.

V. 34 etc. . . . . ἅπερ ὁ πύκτας
Αἴγων ὀγδώκοντα μόνος κατεδαίσατο μάζας.
τηνεῖ τὰ τὸν ταῦρον ἀπ' ὤρεος ἆγε πιάξας
τᾶς ὁπλᾶς κἤδωκ' Ἀμαρυλλίδι . . . .

Hier regt sich in dem gutmütigen Korydon sogar eine Art von Spottlust, indem er das Verzehren von

---

jetzt Lamprika. Im Gebiete von Syrakus, mit Rücksicht auf dessen Bewohner unser Dichter zunächst spricht, wenn er auch die Scene wie hier nach Italien verlegt, herrschte seit dem Unternehmen der Athener auf jene sicilische Stadt in den Jahren 416—413 v. Chr. noch zur Zeit Theokrits, also nach etwa 150 Jahren, ein Hass gegen Athen und alles, was zu demselben gehörte, vor, der sich im Munde des Hirten erst volksmässig in dem Wunsche ausspricht, die Hungerleider von Lampra sollten ein solches Gerippe von Stier zum Opfer bekommen.“ Ganz anders erklärt die Stelle Hiller: *„Ein so dürres Tier sollte den Leuten des Lampriadas, (Lampriadas ist, wie es scheint, der Stammheros eines Demos im Gebiete von Kroton) den (d. h. meinen) Demoten, als Opfertier für die Hera zu teil werden; denn unser Demos ist gar schlecht bei Kassa (und pflegt daher bei seinen Opfern knauserig zu werke zu gehen).“ „Lampriadae isti qui sint, ignoratur. De Attico demo, qui non Lampra, ut multi de h. l. tractantes scribunt, sed Lamptrae dicitur, hic non agi* Rumpfius *perspexit. Nec quidquam lucramur ex* Hemsterhusii *comparatione versuum Euphronis ab Athen. IX p. 379—380 servatorum.* Doederlin. *per Λαμπριάδαν ipsum Aegonem intelligit, cujus pater Lamprias fuerit.* Valck. *I. conj.* τὸν τῶ *Λαμπρ. Ahr. emendatt. p. 8 conj.* τούτω *Λαμπριάδα* τοὶ δαμόται *h. e. hujus, Corydonis, tribules Lampriadae. Haec omnia non satisfaciunt.“* Fritzsche.

hundert Gerstenbrotleiben*) gleichsam als ein Bravourstück in Parallele zu dem Packen des mächtigen Gebirgsstieres bringt. Zum Schlusse endlich verschont unser sonst ziemlich harmlos gezeichneter Rinderhirte den alten Lüstling Ägon nicht im geringsten.

Die Id. V ist ein sehr bewegter, mitunter ziemlich roher Mimus und unterscheidet sich wohl am wenigsten von den *μῖμοι* Sophrons und seines Sohnes Xenarchus. Waren ja doch auch diese nicht Komödien im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern dialogisierte kleine Lebensscenen aus den niedrigen Volksschichten und zwar in rhythmischer Prosa. — Wir haben es hier mit einem Paar ziemlich ungeschlachter Mietlinge zu thun, Lakon, der das Wollvieh des Sibyrtas aus Thurii, Komatas, welcher die Ziegen des Sybariten Eumaras hütet. Zimmermanns Anschauungen, dass zwischen sybaritischen und nichtsybaritischen Bürgern von Thurii Reibungen vorkamen, ist sicher begründet; gleichwohl kann ich mich nicht dazu verstehen, dass Komatas und Lakon ihrem Hasse eine gewisse politische Grundlage geben sollten. Überhaupt sehe ich in dem ganzen mimusartigen Gesange mehr ein derbes Spassmachen, wobei Verhältnisse höherer Art kaum merklich durchblicken. Übrigens muss man die schlagfertigen Einfälle bewundern, die dem ausgelassenen Humor und den kecken Spässen doch das eigentlich Gemeine benehmen.

Zuerst wirft halb scherzhaft halb im Ernst der eine Hirte dem andern vor, ihn bestohlen zu haben, weshalb sich die Ziegen, beziehungsweise die Lämmer, vor den Langfingern hüten sollten. Im Verlaufe der alternierenden Neckereien will Lakon den Komatas, der ihm den Vorwurf gemacht hat, ihm die Syringe entwendet zu haben,

*) Sind nun zwar auch kleine (nach Hesychius Gerstenmehl mit Wasser und Öl geknetet) kuchenartige Brote verstanden, so wird dieser athletische Fresskünstler doch seinesgleichen suchen.

ad absurdum führen, indem er mit beissendem Spott erwidert, er habe es ja noch gar nicht zu einer richtigen Syrinx gebracht und müsse den Göttern danken, wenn er auf einer armseligen Schnarrpfeife etwas blasen könne, worauf Lakon mit nicht geringerer Schlagfertigkeit seinem Gegner eines versetzt, indem er voll drastischen Hohnes einwirft, das Geisfell könne er (Lakon) doch unmöglich gestohlen haben, denn nicht einmal sein (Komatas') Herr habe ein solches zum Lager, geschweige denn der lumpige Mietling selbst. In derbkomischer Masslosigkeit schwören nun beide, dass keiner den anderen bestohlen habe, ganz wie heutzutage noch gewöhnliche Leute sofort beim Zeuge sind, einen kräftigen, fluchartigen Schwur auszustossen, z. B. dass sie nicht gesund vom Platze gehen wollten u. dgl.

Im weiteren wendet Komatas das sprüchwörtliche „*sus Minervam*“ *) (scil. docet) an, um in klotziger Weise den Kampf dünkelhaften Unverstandes gegen die überlegende Verständigkeit zu bezeichnen. Derselbe Hirte vergleicht sich mit einer Cikade, die von der summenden Wespe umkreist werde. Ein Hutknecht — und eine Cikade! Das hindert ihn aber nicht, schon in wenigen Sekunden von seiner angebornen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit zu schwatzen.

V. 76. *βέντισϑ' οὖτος, ἐγὼ μὲν ἀλαϑέα πάντ' ἀγορεύω*
κοὐδὲν καυχέομαι· τὺ δ' ἄγαν φιλοκέρτομος ἐσσί.

Ein ähnlicher Vergleich übrigens begegnet uns auch an anderen Stellen.**) Verwandt dürften auch Stellen unserer Idylle sein, z. B. V. 92—95, wo gleichfalls derartige humoristische Kontraste auftreten:

---

*) „*Das Schwein gilt für dumm; daher ὗς Βοιωτία Pind. Ol. 6, 90.*“ **Hiller**.

**) Id. VII (V. 39—41) . . . *οὐ γάρ πω κατ' ἐμὸν νόον οὔτε τὸν ἐσϑλόν*
Σικελίδαν νίκημι τὸν ἐκ Σάμω οὐδὲ Φιλητᾶν
ἀείδων, βάτραχος δὲ ποτ' ἀκρίδας ὥς τις ἐρίσδω“.

ΚΟΜΑΤΑΣ.

ἀλλ' οὐ συμβλῆτ' ἐστὶ κυνόσβατος οὐδ' ἀνεμώνα
πρὸς ῥόδα, τῶν ἄνδηρα παρ' αἱμασιαῖσι πεφύκει.

ΛΑΚΩΝ.

οὐδὲ γὰρ οὐδ' ἀκύλοις ὀρομαλίδες· αἳ μὲν ἔχοντι
λυπρὸν ἀπὸ πρίνοιο λεπύριον, αἳ δὲ μελιχραί.

Desgleichen die V. 136, 137:

ΚΟΜΑΤΑΣ.

οὐ θεμιτὸν Λάκων ποτ' ἀηδόνα κίσσας ἐρίσδειν,
οὐδ' ἔποπας κύκνοισι· τὺ δ' ὦ τάλαν ἐσσὶ φιλεχθής.

In V. 41 thut sich der alte Komatas darauf etwas zu gute, dem Lakon als Knaben Unterricht erteilt und ihn dabei auch tüchtig durchgegerbt zu haben, worauf sich Lakon damit zu rächen sucht, dass er ihn einen Buckeligen heisst.*)

Im ferneren Verlaufe beweist unser Dichter so recht augenfällig, wie eingehend er die niederen Volksschichten studiert hat; denn nichts thun Leute aus solchen Kreisen lieber als einander hänseln und verschimpfieren, obgleich sie sich im grunde recht gut sind; ja es gehören bekanntlich jene an sich freilich sehr fragwürdigen Kosenamen sogar zum charakteristischen Merkmal eines so ganz richtigen Befreundeten. Beispiele aus unserer Zeit und unseren Menschenkreisen anzuführen, erlasse man mir.

Nachdem also unsere beiden Hirten sich gegenseitig in ihrer Weise hart zugesetzt haben, kommt es endlich zum Wettgesang; unmittelbar vorher aber rufen sie den Holzhauer Morson, der eben Heidegestrüpp im Dickicht

---

*) *„Die Illustration hiezu findet sich auf einem bacchischen Sarkophage eines kapitolinischen Museums, auf dem ein krummbuckeliger Silen einen Satyrknaben durchwalkt (Foggini IV 60)“.* Brunn. *(„Die griechischen Bukoliker und die bildende Kunst“.)* — Übrigens hat unsere Stelle, wie die meisten Erklärer dargethan haben, noch eine Nebenbeziehung, die hier nicht erörtert werden soll.

sammelt, als Schiedsrichter herbei. Äusserst ergötzlich wirkt die Situation, wenn beide den ganz harmlosen und neutralen Morson, der ihnen unglücklicher Weise ins Garn geraten ist, zum günstigen Gewährsmann haben wollen, und jeder, um sich möglichst schön zu machen, den Gegner so arg verunglimpft, dass schliesslich durch ihre eigene Schuld an keinem von beiden ein gutes Haar mehr bleibt.

V. 78, 79 bittet Lakon voll übermütigen Hohnes den Komatas, er möchte doch mit dem Wettgesang endlich einmal beginnen und den nunmehr gewählten Schiedsrichter noch bei Leben lassen; er sei ja daran, ihn tot zu schwätzen. Es mag hiebei an den Horazschen Plapperer gedacht werden und an den verzweifelten Ausruf des Dichters:

„. . . . . *hunccine solem*
Tam nigrum surrexe mihi! Fugit improbus ac me
Sub cultro linquit.“

Es ist auch gar zu spasshaft, wenn der redselige Komatas dem Morson zuerst die Herden gleichsam vorstellig macht, als thäte das etwas zur Sache, ob die Eigentümer so oder anders hiessen.

Mit V. 80 hebt die amöbäische*) Dichtung (*ἀμοιβαία ἀοιδά*) an, d. h. es werden Verse improvisiert und von zwei Personen in wechselseitigem Gesange recitiert. Diese echt volkstümlichen Improvisationen sikulischer Hirten kannte Theokrit genau und gab, wenn auch nach Ausdruck und Sprache etwas polierter, gleichwohl eine getreue Kopie davon in unserer Idylle.

Von V. 108 an bis zum Schlusse ergehen sich die ländlichen Wettsänger in Trutzliedern, die im Original noch ungleich derber sich dürften angehört haben. Man höre nur Verse wie folgende:

---

*) Solche in ihrer Form mit einer peinlichen Symmetrie durchgeführte Wettgesänge finden sich auch noch in Id. VI, VIII u. IX.

Komatas.

„Die ihr mir über den Zaun, Heuschrecken, schnellet am Weinberg,
Dass ihr die Reben mir ja nicht schädigt, sind ja zu zart noch!

Lakon.

Seht mir doch, ihr Cikaden, den Geishirt, was er sich angreift,
Weil ich ihn reize! So pflegt ihr mit Zirpen zu reizen die Schnitter.

Komatas.

Mir sind die Füchse verhasst, rauhschwänzige, welche des Mikon
Weinberg stets beschleichen am Abende, wo sie stibitzen.

Lakon.

Mir das Käfergezücht, das stets an die Feigen Philandas'
Hurtig sich macht und auf und davon dann stäubt mit dem Winde.

Komatas.

Denkst du es noch, wie ich einst dich prügelte, wie du mit Grinsen
Hin und her dich krümmtest gar ängstlich am Eichbaum dich haltend?

Lakon.

Davon weiss ich nun nichts; doch wie dich gebunden Eumaras
Und dich weidlich nach Noten gegerbt, das denk' ich noch immer.

Komatas.

Morson, hast du's gemerkt? Hier steigt schon einem die Galle.
Geh doch, hole mir Zwiebeln vom Grab, recht ranzige, hurtig!

Lakon.

Übel empfand hier einer den Treff; das siehst du doch wahrlich;
Grabe nach Saubrot doch, zu dem Haleis hin dich begebend!"

etc. etc.

Nachdem der ungeberdige Komatas noch den Vergleich angestellt hat, dass es Hähern nicht zieme, mit Nachtigallen zu streiten, noch Wiedhöpfen, mit Schwänen, gebietet Morson, mit dem Wettschimpfen endlich einmal einzuhalten und erbittet sich für sein Schiedsrichteramt auch eine stattliche Portion von dem Fleische, das Komatas den Nymphen zum Teil opfern will.

In seiner Weise schliesst Komatas ab, indem er vor heller Freude über den Siegespreis, der ihm zugesprochen wird, dem Bock eine Tracht Prügel in Aussicht stellt. Ob nämlich Leute dieses Gelichters im Affekt der Freude oder des Schmerzes sich befinden, wenn irgendwie thunlich, müssen die Tiere ihrer Umgebung auch davon haben.

Nicht unbeachtet darf die Anschauung Knapps*) bleiben, der zu dem ganz richtigen Schlusse kommt, dass der erbitterte (?) Streit, mit dem die beiden Hirten auftreten, das ganze Gedicht hindurch sich fortsetze und in dem Wettgesang ebensowohl ausgefochten werde wie vorher im Schimpfduett, und dass eine beträchtliche Partie des Gesanges schlechterdings nur zu der vorausgehenden Situation passe, die er anschaulich und lebendig mache, kurz dass derselbe nur im Munde der Persönlichkeiten sich erkläre, die man kennen gelernt habe, und deren Charakteristik gerade dieser Gesang vollende. Das Ganze habe keinen vorwiegend lyrischen Charakter. —

Von der VI. Idylle, welche die Überschrift führt:

ΒΟΥΚΟΛΙΑΣΤΑΙ ΔΑΦΝΙΣ ΚΑΙ ΔΑΜΟΙΤΑΣ.

sagt Fritzsche u. a.: „*Festivitate et virtute comica quantum hoc idyllium excellat, non est cur pluribus verbis exponam*". Und dies mit vollem Recht. Der, wie ihn wenigstens Homer malt, ungeschlachte Polyphem als zärtlicher Ver-

*) Programm des k. Gymnasiums in Ulm 1881—1882.

ehrer einer anmutigen, aber neckischen Meerestochter vorgeführt, muss eine ungemein lustige Figur spielen.*)

Seine Klage bildet den Stoff der XI. Idylle.**) Aus dieser unserer Idylle aber mag man wieder so recht deutlich ersehen, dass der mimische Hirtengesang der verschiedenartigsten Objekte sich bemächtigt. Wir haben hier einen dramatisierten Dialog***) vor uns, in welchem der missgestaltete Kyklop, dessen Rolle Theokrit seinem Damötas zugeteilt hat, zum besten gehalten wird. Zuerst will der schelmische Daphnis denselben glauben

---

*) *„Das eigentümliche Gemisch von Leichtgläubigkeit, Eitelkeit und Rohheit gibt der Person des Kyklopen etwas höchst Komisches.“* Hiller.

**) Ob die Vermutung Hillers u. anderer, dass dieser Wechselgesang nach dem XI. Idyll abgefasst ist, weil *„Polyphem hier genau in der Stimmung gedacht ist, bei der ihn seine letzten Worte in jenem (V. 72—79) angelangt zeigen“*, sich begründen lässt, dürfte schwer zu entscheiden sein. Auch Zimmermann ist obiger Anschauung, während Fritzsche dieselbe nicht teilt. Diese Frage aber ist nach meinem Dafürhalten überhaupt sehr müssig.

***) *„In dieser Idylle unterhalten sich zwei Hirten damit, dass sie eine Improvisation „Der verliebte Kyklop“ mimisch darstellen; der eine übernimmt die Stelle des Kyklopen, der andere die irgend eines unbeteiligten Zuschauers etc. Diesem fällt die Rolle zu, den einfältigen Kyklopen zu necken und zu reizen. Letzterer darf natürlich den Schalk nicht merken, sondern Damoitas lässt ihn selbstgefällig die schlaue Taktik rühmen, die er den angeblich längst von ihm erkannten Künsten der Galateia gegenüber anwendet etc. Nachdem er also gesprochen (τοσσ' εἰπών), küsste Damoitas den Daphnis etc., da tanzten sogleich im weichen Grase die Kälber; Sieger war keiner von beiden; unbesiegt blieben sie.*

Während wir also nach V. 42 uns die beiden Hirten ihre Rollen sprechend zu denken hätten, heisst es V. 4 und 20 ἄειδον bez. ἄειδεν. Wahrscheinlich haben wir uns den „Gesang“ als eine Art Recitativ zu denken, wie es heute noch in poetischen Wechselreden vom italienischen Volke angewendet wird. Hirtenlieder sind es jedenfalls nicht, was die beiden singen, und ihr Spiel ist sicherlich dem Drama näher verwandt als der Lyrik. Nehmen wir vollends die Einleitung mit der wenn auch kurzen Beschreibung der beiden auftretenden Hirten und den Schluss, in denen die Freude der beiden Burschen über ihre gelungene Aufführung lustig geschildert wird, so wird nicht zu bestreiten sein, dass der Dichter im VI. Idyll keinen anderen Zweck verfolgt als ein Stück Hirtenleben vorzuführen, ein Bild aus dem Hirtenleben zu entwerfen.“ Knapp.

machen, dass die Nereide Galathea ihre Neigung zu ihm bei jeder Gelegenheit, wenn auch nur in Neckereien, kundgebe, während er, der Grausame, sie gar nicht beachte. Ungemein erheiternd wirkt der Kontrast im Gebaren des von Damötas karrikierten einäugigen Unholdes, der mit aller Gemütsruhe, ohne von den Regungen der Liebe irgendwie berührt zu sein, wieder auf seiner Syrinx fortdudelnd gedacht wird. Polyphem, also Damötas, tritt voll prahlerischer Zuversicht auf, er werde jene Nymphe, wenn er verletzende Kälte zeige oder gar die Neigung zu einer andern heuchle, gewiss bis zur heissesten Glut entfachen.

An sich von rührender Naivität ist die Stelle V. 35—39:

ἦ γὰρ πρᾶν ἐς πόντον ἐςέδρακον, ἦς δὲ γαλάνα,
καὶ καλὰ μὲν τὰ γένεια, καλὰ δέ μευ ἁ μία κώρα,
ὡς παρ' ἐμὶν κέκριται, κατεφαίνετο, τῶν δέ τ' ὀδόντων
λευκοτέραν αὐγὰν Παρίας ὑπέφαινε λίθοιο.

Es erhalten aber diese Verse nur dadurch eine andere Farbe, dass sie spottweise aus dem Munde des Damötas kommen.

Wie am Schluss des I. und V. Idylls, so springen auch hier die Herden gleichsam vor Wohllust und Freude über den lustigen Wettgesang umher und vervollständigen so das überaus heitere Bild. —

Das VII. Idyll mit der Überschrift *ΘΑΛΥΣΙΑ* (Erntefest, auch Fest der Tenne) welches Heinsius *„omnium eclogarum reginam“* nennt, ist ohne Zweifel eines der anmutigsten Gesänge, vom zartesten Humor durchweht. Der Dichter will nämlich die frohe Erinnerung an einen in Kos glücklich verlebten Tag seinen lieblichen Versen überantworten. Schon die landschaftliche Szenerie und die üppige Jahreszeit des Spätsommers, die so recht zum Genusse einladet, erhöhen die idyllische Wirkung dieses duftigen Poems. Es ist eine eigenartig bukolische

Dichtung von *„reifer Schönheit und vielseitigem Reiz“*. Alles singt darin und minnt, alles flammt und flimmert. Der Sommer geht bereits zur Rüste, aber es hebt noch eine kurze Zeit stillen, einsamen Glanzes an. Es ist die Ruhe vor den Herbststürmen, der Glanz vor der Verwesung. In solchen Tagen ist das Wandern kaum minder reizvoll, als wenn die Quellen im jungen Buchengrün rauschen und der Kuckuck durch die feuchten Wälder ruft. Die braunen Häuser neben den obstbeladenen Bäumen, die müde Sonne über den gelbroten Waldhängen und die blauen Herbstblumen auf den Wiesen, die weidenden Herden auf beiden Seiten der Landstrassen, dies ist das Zauberbild unserer Idylle. Die Landschaft leuchtet in letzter warmer Verklärung, durch die Laubkronen der Bäume sprühen goldene Lichter, die Heimchen zirpen unaufhörlich in ihrer Spätsommerlust, die göttlichen Gaben der Ceres und des Bacchus sind der heiligen Ernte entgegengereift — und mitten in diese milde Pracht der Natur stellt unser lebensfreudiger Poet seine heitergemuteten Menschen und hier in specie unter der Maske von frohgelaunten Hirten sich selbst und einige seiner Freunde hinein. Es ist, als ob die Muse selbst mit göttlichem Schäkern sie auf ihren Wander- und Sangeswegen geleitete.*)

Was nun den Inhalt betrifft, so ist er in aller Kürze folgender: Simichidas, ein Rinderhirt, erzählt seine Reise mit zwei Freunden nach Haleis, woselbst sie bei Phrasidamos und Antigenes das Erntefest hätten feiern wollen, wie sie ferner auf dem Wege dem Ziegenhirten Lykidas in die Hände gelaufen seien, und wie zuerst der letztere,

---

) „„Venit post multos una serena dies.“ Hoc Lydgami (Tib. III, 6, 32) versu idyllio huic inscripto Matthissonus aliusve poeta recentior in simili carminis materia hunc animi affectum tranquillum atque hilarem significasset, qui fuit tunc Theokritio, quam hac ecloga memoriam dici suavissime cum sodalibus carissimis inter cantus ac vina ruris in regione amoenissima secure ac placide „σὺν Μοίσαις“ peracti ad omnem posteritatem propagavit.*“ **Fritzsche.**

hierauf Simichidas selbst einen Hirtengesang vorgetragen hätten; dass dann verschiedene Wege eingeschlagen worden seien, und Simichidas mit seinen beiden Freunden in heiterfestlicher Stimmung den Tag zugebracht hätten. — Aber das Ganze ist eine artige Anspielung auf literarische Kreise, auf deren Wirken und Gebaren, ihre verschiedenen Richtungen etc.; auch an humoristischen Ausfällen auf die bestehenden poetischen und grammatischen Schulen fehlt es nicht. Wenn aber Zimmermann der Vermutung Raum gibt, dass „*in der Zeichnung des Lykidas und Simichidas etwas Symbolisches oder Allegorisches*“ sich kennzeichne, und „*manches sich dahin ausdeuten liesse, so auch, dass die zwei Sänger sich erst gesellen, dann trennen*“, so fürchte ich, der gewiegte Theokritkenner möchte hierin doch etwas zu weit gegangen sein.

Bezüglich der humoristischen Momente der Dichtung ist vor allem Lykidas ein Bild ruhiger und stetiger Heiterkeit, der still vor sich hinlächelt oder frohen Auges um sich blickt, dem, um mit unserm Dichter selbst zu sprechen, die Freude am Munde hangt, so dass wir unwillkürlich in eine gleichheitere und behagliche Stimmung versetzt werden.

V. 45—48 enthält die nähere Begründung des vorangehenden Lobes: „*Deine Wahrhaftigkeit bewährt sich darin, dass du von dem sich überstürzenden Dünkel gewisser Poeten frei bist, welche dem Homer gleichzukommen bemüht sind*“.

Wenn V. 47 gewisse Dichter „*Μοισᾶν ὄρνιχες*“ (krähende) Musenhähnchen genannt werden, so mag man, wie Hiller trefflich bemerkt, an Aristoph. Ran. 92 denken, wo es von tragischen Dichterlingen heisst: „*ἐπιφυλλίδες ταῦτ᾽ ἐστὶ καὶ στωμύλματα, χελιδόνων μουσεῖα, λωβηταὶ τέχνης.*“

Mit heiterem Spotte ergeht sich dann unser Dichter über das selbstgefällige Streben gewisser Zeitgenossen.

Eine unvergleichliche Beschaulichkeit ferner, ja ein phäakisches Genussleben wird in den Versen 52—90 zum

Ausdruck gebracht. Lykidas nämlich *„wünscht seinem geliebten Ageanax*) glückliche Meerfahrt“* und tröstet sich nun in der übersprudelnden Laune eines sinnefröhlichen Hafis:

„Glückliche Fahrt sei gegönnt dem Ageanax nach Mytilene,

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Selbigen Tages werd' ich, von Dillblüt' oder von Rosen
Oder Levkoien den Kranz um die Schläfe beständig bewahrend,
Mir pteleatischen Wein aus dem Mischkrug schöpfen, am Feuer
Hingelehnt, und am Feuer soll einer die Bohnen mir rösten;
Und von der Länge des Arms sei das schwellende Lager getürmet
Aus des Asphodelos Kraut, dem gekräuselten Eppich und Dürrwurz;
Will dann schlürfen behaglich, Ageanax stetsfort im Sinne,
Immer am Kelche die Lippen, hinunter zum Grunde der Hefe.
Flöten sollen mir dann zwei Hirten, der ein' aus Acharnä
Und aus Lykope der zweite; dazu soll noch Tityros singen.“ etc.

In V. 96 nennt sich Simichidas, obwohl vom Glücke der Liebe begünstigt, in scherzhafter Weise arm; treffend bemerkt Hiller dazu, des Eros Geschenk, um mit Sappho zu reden, sei immer ein *γλυκύπικρον ἀμάχανον ὄρπετον.***)

---

*) *„Puer haud dubie ille Ageanax fingitur: Bergkius illum non diversum esse suspicatur ab Hegesianacte, eo qui Arati illustri exemplo excitatus Phaenomena scripsit.“* Fritzsche.

**) *„Ureris ipse miser.“* Hor. Epod. 14, 13. *„Unam Septimius misellus Acmen mavult Quam Syrias Britanniasque.“* Catull. 45, 21.

V. 106 etc. enthalten selmische Drohungen gegen Pan, wenn er es an Willfährigkeit als Hirtenpatron und Schutzvogt der Liebe sollte fehlen lassen.

Wie meisterlich es unser Dichter versteht, bei jeder Gelegenheit in ungesuchter Weise die Erwähnung spasshafter Bräuche einzuflechten, zeigt unter vielem andern auch V. 108. In Arkadien warfen nämlich die mutwilligen Knaben bei einem gewissen festlichen Anlasse nach der Panstatue mit Meerzwiebeln, sobald die Choregen kein ausreichendes Opfermahl für sie veranstaltet hatten.

In drastischer Laune nun wird dem Gott alles Peinliche an den Leib gewünscht, wenn er des Liebenden sich nicht erbarmen sollte:

V. 109—115.

„Aber bestimmest du anders, so flamme der Leib, von den Nägeln
Überall wund dir gekratzt; dann schlaf nur in brennenden Nesseln,
Treib dich im Winter umher auf beschneiten edonischen Bergen,
An dem Strome des Hebros, dem Sterne der Bärin benachbart!
Äthiopiens fernstes Gelände bezieh dann im Sommer
Unten am Blemyerfels, wo nimmer der Nil mehr zu schauen!“
etc. etc.

Gegen den Schluss unserer anmutreichen Idylle erlaubt sich Theokrit noch den Scherz, seinen Landsmann Polyphem, den kraftgewaltigen Kyklopen, als seinen Mitbürger zu betrachten.

Mit feinem Takte endlich führt der Dichter das Bild der Erntegöttin, der zu ehren ja jener selige Tag gefeiert ward, am Schlusse des Gedichtes noch einmal vor und schliesst somit in symmetrischer Weise ab, indem er an den Anfang der Dichtung anknüpft. —

Id. VIII. Durch diese Dichtung, die mehr aus äussern als innern Gründen unserm Poeten abgesprochen wird, aber selbst in diesem Falle unstreitig von einem

hochtalentierten Sänger herrühren müsste, hat so viel reizende Einfalt und kindliche Naivität, dass man wenige gleichzarte Kompositionen finden dürfte. Was uns so duftig anweht, ist die Unmittelbarkeit der freundschaftlichen Gesinnung zwischen beiden Hirtenjungen und ihre treuherzige Gutmütigkeit. Die Regungen reiner Liebe, die in beiden zu keimen beginnt, klingen noch in poetischer Spielerei aus. Der zuweilen schäkernde Ton der unverdorbenen Söhne friedlichen Naturlebens gibt den sanften Rhythmen, in denen sich ihr Sinnen und Sehnen ausspricht, einen erquickenden Wechsel. Dass das Gedicht unwahr, geziert, läppisch und sentimentalweich sei, will mir nicht zu sinne, ebensowenig, dass wir es hier mit einer Gessnerschen erträumten Welt zu thun haben. Gerade der Geist, der diesen bukolischen Sang durchzieht, bekundet einerseits eine selige Genügsamkeit, anderseits ist der ganze Tenor gleichweit entfernt von durchsüsster Schmacklosigkeit und falscher Prüderie, wie von dörperlich — rauhem und grobsinnlichem Wesen.

Der Inhalt selbst ist so wenig kompliziert, dass ich nicht begreife, wie man selbst darin etwas Überkünsteltes und Unnatürliches finden konnte. Man tritt in eine Unschuldswelt natürlicher Zustände, in welche das Kulturleben nur erst in seinen anspruchlosesten Formen hineinragt: Menalkas kommt mit seiner Schafherde dem Sänger Daphnis, der auf den Höhen seine Rinder weidete, in den Weg. Nach gegenseitiger Aufforderung zum Wettgesange streiten sie in Gegenwart eines zum Schiedsrichteramt herbeigerufenen Geisshirten zuerst mit Absingen von elegischen Versen (vierzeilig) hierauf in zweizeiligen hexametrischen Strophen. Daphnis ersingt den Preis. — Vornehmlich scheint mir das naive Pathos die komische Quelle, aus der hier der Dichter geschöpft hat, und es ist lohnend, aus den Versen dieses Gesanges das Wesen jenes Pathos kennen zu lernen, das im grunde nichts anderes ist als das eigenartige Selbstgefühl in seinen Steigerungen. Solche Steigerungen aber sind so

wenig ein Abbruch der vollen Natürlichkeit, dass eigentlich erst in solchem animierten Zustande diese Natürlichkeit so recht zum Durchbruch kommt. Von einzelnen humoristisch gestimmten Stellen mag V. 49 angeführt werden:

ὦ τράγε, τᾶν λευκᾶν αἰγῶν ἄνερ . . . . .

wie auch Horaz ähnlich in Od. I, 17, 7 sagt: *olentis uxores mariti* und Verg. Ecl. 7, 7 *vir gregis ipse caper und* Georg. III. 125 *quem legere virum.*

In V. 63 spricht der Hutbube mit eiferseliger Gutherzigkeit seinen Schafen zu, es sich ja recht gut schmecken zu lassen. —

In Id. IX und X kommt man unwillkürlich auf die kräftige Spruchweisheit unsers Dichters, eine wesentliche Unterstützung des Humors, wodurch das Seichtere und bloss Spasshafte mehr paralysiert wird. So lauten z. B.

V. 20 und 21 der IX. Id.:

. . . . *„Nicht macht mir der Frost mehr Bang als die Nuss Zahnlosen, wenn nahe dem Munde der Brei ist."*

(d. h. wenn das Gerstengebäcke dabei ist.)

In V. 30 spüren wir die dem volkstümlich derben Mimos verwandte Weise:

„Nicht mehr lasse dir vorn an der Zunge das Bläschen fein sprossen!"

Es bezieht sich ohne Zweifel dieser Spruchvers auf den allgemeinen Aberglauben, dass die Entstehung solcher Bläschen den Lügner verrate. Ein ähnlicher Aberglaube herrscht heute noch in manchen Gegenden Süddeutschlands, indem man einander die Nase berührt und aus der Wärme oder Kälte des Riechorgans schliessen will, ob der so Berührte die Wahrheit gesprochen hat oder nicht.

V. 11 der X. Id. lautet:

μηδέ γε συμβαίη· χαλεπὸν χορίω κύνα γεῦσαι.

„. . . . ein schlimmes Ding, wenn der Hund einmal vom

Gekröse) verschmeckt hat*", was nichts anderes besagen will, als: „*Wer im kleinen angefangen hat, lässt es im grossen nicht mehr sein, sondern treibt es immer stärker.*"

Gleich darauf im 13. V. hören wir eine kostbare Wahrheit, wenn Milon mit Bezug auf das prahlerische Wort des Bukaios:

ἀλλ' ἐγώ, ὦ Μίλων, ἔραμαι σχεδὸν ἐνδεκαταῖος.

erwidert: „*Nun aus dem Fass schöpfst du, doch mir fehlt's selbst an dem Krätzer.*" d. h. man sieht eben bei jeder Gelegenheit, du bist ein wohlhabender Mann, der sich schon etwas derartiges erlauben kann, während mir sogar der leiseste Gedanke daran vergeht, wenn ich meine Armseligkeit mir anschaue.**)

Ein weiteres Sprichwort scheint der nächste Vers zu enthalten:

„*Drum von der Saat her liegt vor der Thüre mir alles verwildert*",

der wohl nichts anders besagen will als: „*Über meiner leidenschaftlichen Liebe geht mir noch meine ganze Feldwirtschaft zu grunde,*" „*im Gegensatz zu dem, was Battos drinnen pflegt, nämlich seine Liebe im Herzen.*" meint Zimmermann, ohne dass ich dieser viel zu gesuchten und geschraubten Deutung beitreten kann.

In übersprudelnder Laune lässt der Dichter in V. 18 den Milon beissend von des Battos schwarzbraunem Liebchen singen:

εὗρε θεὸς τὸν ἀλιτρόν· ἔχεις, πάλαι ὧν ἐπεθύμεις.
μάντις τοι τὰν νύκτα χροΐζεται ἁ καλαμαία.

*) Vergl. die einschlägige Note bei Hiller!

**) Vgl. Plaut. Mil. 3, 2, 23: „*alii ebrii sunt, alii poscam (Schlempe) potitant.*" Etwas Ähnliches sagt der Deutsche: „*Der eine frisst aus Scheffeln, der andere nippt aus Löffeln.*"

Der Witz, dass ihm seine Heuschrecke bei Nacht leuchten werde, ist wohl auch von der bräunlichen Farbe des Teint*) hergeholt, will mir aber ziemlich abgeschmackt scheinen. Volldeckend hingegen dürfte die letzte Beziehung (im zweiten Verse) sein. Es gibt nämlich eine Heuschreckenart, welche also benannt wird (mantis religiosa vel oratoria, Linn., das wandelnde Blatt), ein Tier, sowohl durch seine Schmächtigkeit (Wespentaille) als auch durch seinen Gesang bemerkenswert, Eigenschaften, welche beide auf des Polybotas Kind passen, das den Schnittern vorsingt und vorbläst, während sie selbst arbeiten. Es ist die unverwüstliche Leichtlebigkeit und Neigung zur Musik, wie sie etwa unsern ungarischen, italienischen und spanischen Zigeunern eignet.

Von entschieden humoristischer Wirkung ist auch die Überschwenglichkeit, womit der in seine braune Syrerin Vernarrte ihre Hautfarbe und schliesslich ihr ganzes Wesen preist, wenn er in einer Art dithyrambischer Begeisterung sich also ergeht:

Μῶσαι Πιερίδες, συναείσατε τὰν ῥαδινάν μοι
παῖδ᾽· ὧν γάρ χ᾽ ἅψησθε θεαί, καλὰ πάντα ποιεῖτε.
Βομβύκα χαρίεσσα, Σύραν καλέοντί τυ πάντες,
ἰσχνάν, ἁλιόκαυστον, ἐγὼ δὲ μόνος μελίχλωρον.
καὶ τὸ ἴον μέλαν ἐστὶ καὶ ἁ γραπτὰ ὑάκινθος,
ἀλλ᾽ ἔμπας ἐν τοῖς στεφάνοις τὰ πρᾶτα λέγονται.
ἁ αἲξ τὰν κύτισον, ὁ λύκος τὰν αἶγα διώκει,
ἁ γέρανος τὤροτρον, ἐγὼ δ᾽ ἐπὶ τὶν μεμάνημαι.
αἴθέ μοι ἦς, ὅσσα Κροῖσόν ποκα φαντὶ πεπᾶσθαι,
χρύσεοι ἀμφότεροί κ᾽ ἀνεκείμεθα τᾷ Ἀφροδίτᾳ,
τὼς αὐλὼς μὲν ἔχοισα μαὶ ἢ ῥόδον ἢ τύγε μᾶλον,
σχῆμα δ᾽ ἐγὼ καὶ καινὰς ἐπ᾽ ἀμφοτέροισιν ἀμύκλας.

---

*) *„Quia fusca est puella, quam alter deperit, Milon acerbe sic jocatur: hem, jam magna vel saga* (cf. id. III, 31 κοσκινόμαντις) *illa fusca — die schwarze Zigeunerin — noctem ipsam tibi, quando tecum est, reddit atram.“* Fritzsche.

Βομβύκα χαρίεσσα, οἱ μὲν πόδες ἀστράγαλοί τευς
*ἁ φωνὰ δὲ τρύχνος· τὸν μὰν τρόπον οὐκ ἔχω εἰπεῖν.**)

V. 30 und 31:

ἁ αἶξ τὰν κύτισον, ὁ λύκος τὰν αἶγα διώκει,
ἁ γέρανος τὤροτρον, ἐγὼ δ' ἐπὶ τὶν μεμάνημαι.

„*Geissklee suchen die Ziegen, es sucht dann die Ziege der Wolf auf.*
Kraniche folgen dem Pflug, ich folge nur dir wie von Sinnen."**)

Beim ersten dieser Verse fiel mir der deutsche derbvolksmundliche Ausdruck bei: „*Etwas zum Fressen gern haben.*" Komisch stechen diese nur Bauern sich aufdrängenden Bilder von dem pompösen Pathos des Eingangs ab, wodurch die jämmerliche Figur, die der Vernarrte im Gegensatz zu seinem Gefährten spielt, in noch wirksameres Licht gestellt wird.

Eine weitere sprichwörtliche Redeweise begegnet uns in V. 40: „*Schad' um den Bart, der ganz umsonst mir selber gewachsen. Schade, dass ich zum Mann geworden,*

---

*) Interessant ist, was Brunn (Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie 7. Juni 1879) anlässlich unserer Stelle sagt: „*Im X. Gedicht ist Battos in die Bombyka verliebt, die neulich bei den Schnittern die Flöte blies. Milon spottet über sie als über eine μάντις καλαμαία, eine dürre Heuschrecke oder wie Voss übersetzt: „„Die zirpende Halmenprophetin."" Battos aber singt das Lob des schlanken Mädchens (τὰν ῥαδινὰν παῖδα); er preist sie als anmutreich, andere mögen sie die Syrerin nennen, hager und sonnverbrannt, er nenne sie die honiggelbe, er rühmt ihre Füsse, ihre Stimme, ihr ganzes Wesen. So sehr nun der Wortlaut der Schilderung im Einzelnen abweichen mag, so werden wir uns von dem gesammten Wesen der Bombyka kaum ein lebendigeres, anschaulicheres Bild machen können, als es uns die Statuette der flöteblasenden Panin in der Villa Albani darbietet. Selbst halb zur Ziege geworden stehen ihr die klapperdürren Beine zu Gesicht, wie dem munteren, auf Bergeshöhen keck herumspringenden Tiere, und niemand wird dieser „„zirpenden Halmenprophetin"" das Prädicat der anmutreichen verweigern.*"

**) Vergl. Ecl 2, 63. „*torva leaena lupum sequitur, lupus ipse capellam! florentem cytisum sequitur lasciva capella: te Corydon, o Alexi.*"

ohne es meinerseits ebenfalls zu solcher Geschicklichkeit gebracht zu haben."*)

Natürlich ist es mehr ironisch als ernst gemeint; denn Milon beginnt nun sogleich selbst ein sikulisches Schnitterlied (Lityersis), welches mit seinen gnomenartigen Absätzen einige Bauernregeln gibt und mit der Verhöhnung eines filzigen Ökonomieverwalters abschliesst. Der schalkhafte Übermut, in dem sich dieser Hirte ergeht, hält bis zum Schlusse her, und nur eine übertriebene Feinfühligkeit würde die Nase rümpfen über Verse, wie V. 52 und 53:

„*Jungen, erwünscht doch wäre das Leben des Frosches. Er fragt nicht,*
Wer ihm den Trank einschenkt; denn reichlichen hat er zur Stelle."

Schon diese beiden Verse stellen den Aufseher über das Ökonomiegesinde bloss, indem sie darauf anspielen, dass er den arbeitsamen Leuten nicht genug zu trinken gebe, wogegen es die Frösche gut hätten, die stets aus dem Vollen schöpfen könnten.

Jn den beiden folgenden Versen nun:

„*Zeit ist's, knaus'riger Maier, um jetzo die Linsen zu kochen;*
Schneide dich nicht in die Hand, indem du spaltest den Kümmel!"

handelt es sich um die Frage, ob die Knauserei des Verwalters darin besteht, dass die Linsen in zu geringer Menge geboten werden, oder ob das Essen so spät bereitet wird, damit die anderen bis zu diesem Zeitpunkt fortarbeiten und also noch mehr schaffen sollen. Ich dächte, dass beides gesagt sein will. Einmal hat der schäbige Maier den Vorteil, dass ihm die Arbeitsleute, wie bereits gesagt, mehr leisten müssen, wenn er die Mahlzeit noch hinauszieht, und fürs andere wird in

---

*) Vgl. übrigens Id. XIV, 28: „*οὐ μὰν ἐξήταξα μ ἰταν εἰ; ἄνδρα γενειῶν.*"

scherzhaftester Weise auf die winzige Quantität angespielt, wobei nur die Gefahr für den Verwalter besteht, er möchte sich, weil er die Sache gar so feinschnittig mache, am Ende noch in die Finger schneiden, denn er habe nicht viel mehr in der Hand als die Finger selbst.*)

Bezüglich des Schlusses kann ich mir nicht versagen, die Übersetzung, welche Fritzsche von einem guten Freunde in niederdeutschem Idiom gehört haben will, an dieser Stelle mitzuteilen:

*„Szüh, ditt Leid is för Lüh'r, dei sick affmarracht in'ne Sünn'glaut: du hengegen, mien Jung, dien olle verdrög'te Veleiwtheit (dien Szneire'gesellenveleiwtheit) Kläön du dien Mutting vör, wenn's szmorgens in' Bett noch' herümnäölt.“***)

„Solches zu sagen geziemt in der Sonn' arbeitenden Männern,
Aber das Lied von der Lieb, bei der man verhungert, mein Kuhhirt,
Magst du ans Mütterchen richten, wenn's wach liegt morgens im Bette.“

Ganz zu ende wird also Battos noch einmal gehörig abgefertigt, indem Milon mit einer Art ernsten Anfluges ihm bedeutet, dass derartige Lieder, wie er eben eines gesungen habe, freilich nur für arbeitende Menschen passe, nicht für herumlungernde Schmachtlappen, die

---

*) Fritzsche übersetzt: *„Melius, o villice avare, coque lentim!* und erklärt: *„Ita acerbe avarus carpitur villicus, qui, ne multum cibi comedatur, lentim non satis mitigatam, sed duram offert operis.“* Über Hermanns Interpretation, der ich im obigen beigepflichtet habe, meint Fritzsche, wie ich glaube, mit Unrecht: *„Nihilo secius Hermannus: „„nihil hoc versu de lentibus parce datis continetur““, inquit, sed hoc dicit: age, avare villice, coque lentes. Avaritiam prodere fingitur villicus eo, quod sero praebet: parce ne praebeat, sequente versu monetur.““ Haec argutius quam verius (nam sero dari cibum ne verbo quidem proditur) dicta ne aliis quidem probabilia visa.“* Krüger: *„Gut wäre es, (endlich einmal) die Linsen zu kochen.“*

**) λιμηρόν. *„Ita dicit amorem qui segniter opus agenti nihil mercedis fert.“* Meinecke. *„Ein Bezug auf das magere Aussehen kann in dem Worte nicht liegen.“* Hiller. Warum nicht?

morgens noch im Hause bei der alten Mutter herumtrödelten, während die ersteren schon längst rüstig bei der Arbeit seien. —

Id. XI. Wenn das Humoristische teils in der Charakteristik der auftretenden Personen teils in den Verhältnissen liegen muss, mit welchen der Dichter sie in Konflikt bringt, so hat hier Theokrit unstreitig einen fruchtbaren Stoff gewählt. Wie sprechend ist der ungeschlachte Kyklop gemalt, der so ganz — sit venia verbo — verschossen in die Meernymphe Galatea mit herzlicher Unmittelbarkeit und rührender, wenn auch unbeholfener Gastlichkeit sie zu sich ladet. Dazu kommt die Art der Einkleidung und Darstellung. Mit schonungsloser Selbstkritik schwingt er in dem einen Moment die Geissel des Hohnes und Spottes über sein ungewöhnliches und hässliches Äussere, im andern sucht er das alles wieder aufzuwägen durch das Anerbieten seiner ganzen Habe (V. 40—50). Und so kommt es denn leicht, dass der Humor der Dichtung nicht minder den Darstellenden selbst, also den Dichter, wie auch den Leser in gute Laune versetzt. Wir haben ferner in dieser Idylle ein ganz ausnehmend schönes Beispiel vor uns, wie der Humor zugleich das sentimentale und komisch-heitere Gebiet streifen kann. Das schlechthin Burleske und Possenhafte tritt auch hier wie fast in allen Theokritschen Gedichten ziemlich in den Hintergrund. Der Gedanke „*Gegen die Liebe ist kein Kräutlein gewachsen*“, ist mit seltener Naivität durchgeführt; nur Gesang kann den Liebenden noch heilen. Ist auch die Art und Weise seiner Syrinxbehandlung mehr als primitiv, er setzt sich doch an die graue Salzflut und singt seinen Schmerz aus; es ist eine Art unfreiwilliger Katarsis. Der Abschluss des Gedichtes versetzt uns noch einmal in eine heitere Stimmung. Bei der Seelenverfassung, in welcher der Kyklop, von Leidenschaft geblendet, der spröden Nixe keine Schuld beimisst, ist es nicht auffallend, dass sogar die arme Mutter die ganze Schale seines kindischen Un-

mutes leeren soll. Diese und nur diese ist es, die bislang unterlassen haben muss, seine guten Eigenschaften bei der Nymphe in das entsprechende Licht zu rücken; denn gegenteiligenfalls müsste ihn, wie er in seiner knabenhaften Selbstüberschätzung wähnt, Galatea schon längst erhört haben. Mit jedem neuen Tag sehe doch seine Mutter, wie er vor Gram ganz von Fleisch falle, und dennoch lege sie kein gutes Wörtchen für ihn ein. Aber er will sich empfindlich rächen für diese unmütterliche Hartherzigkeit. Er will ihr nämlich vorlügen, dass er sich ernstlich krank fühle, damit sie ja recht Angst um ihren lieben Sohn bekomme und auf solche Weise gestraft sei, ein dumpfiffiges Vorhaben, das übrigens psychologisch nicht unschwer zu begründen ist. Über dem Gegenstande seiner leidenschaftlichen Neigung vergisst er ganz und gar, wie unedel und lieblos es ist, seine Mutter, die er ja im grunde doch recht sehr liebt, auf so unwürdige Weise zu kränken. Und nun zu einigen Einzelnheiten!

V. 10, 11.

ἤρατο δ' οὐ μάλοις οὐδὲ ῥόδῳ οὐδὲ κικίννοις,
ἀλλ' ὀρθαῖς μανίαις, ἁγεῖτο δὲ πάντα πάρεργα.

„Rosen vertändelt er nicht und Äpfel und Locken etc.“ „amorem suum excercebat non pomis neque rosis neque cicinnis puellae missitandis.“ erklärt Hiller. Ich glaube, dass Briggs recht gesehen hat, wenn er den Sinn von *οὐδὲ κικίννοις* also gibt: *„neque comas suas crispando“*, was auch den Humor der Stelle insoferne steigert, als der Klagende ein borstiges Haar hat, (wie er selbst V. 50 von sich sagt:

αἰ δέ τοι αὐτὸς ἐγὼν λασιώτερος ἦμεν,

was wohl auch auf ein struppiges Haupt- und Barthaar schliessen lässt*) und folglich ohnehin der Mühe des Kämmens ihn überheben würde.

---

*) Ähnlich Ovid. Metam. 13, 8 46 *„Quod rigidis torrent setis densissima corpora.“*

In V. 21. begegnen wir den Worten φιαρωτέρα*) ὄμφακος ὠμᾶς. φιαρός bezeichnet die gedrungene Lebensfrische der Jugend, welche drastisch mit einer unreifen, also noch harten, aber prallen und blanken Weinbeere verglichen wird. Vgl. hiemit den Gegensatz von der getrockneten (Id. XXVII.)!

In V. 77 u. 78

πολλαὶ συμπαίσδέν με κόραι τὰν νύκτα κέλονται
κιχλίζοντι δὲ πᾶσαι, ἐπεί κ' αὐταῖς ἐπακούσω.

zeigt der junge Kyklop alle Ungereimtheiten, Einseitigkeiten und den beschränkten Sinn im Urteil, wie ihn eben solche Naturen nicht selten bekunden, indem sie jedwede Sache, für die sie warm geworden sind, nur von der allergünstigsten Seite anschauen, während vielleicht gerade das Gegenteil der Fall ist. Der Schluss der Idylle versöhnt uns aber wieder mit dem gutmütigen, plumpen Thoren, der wenigstens im Liede Trost gefunden hat und keinesfalls von der krankhaften Neigung erfasst ist, sich noch weiter abzuhärmen oder sich gar ein Leids zuzufügen.**)

---

*) Ziegler schreibt übrigens σφριγανωτέρα (σφριγανοτέρα Call. φιαρωτέρα lemma Scholl. k. et vulg.

**) Ich kann es mir nicht versagen, die treffende Charakteristik der ganzen Idylle durch Zimmermann dem Hauptinhalte nach anzuführen: „*Theokrits eigentliche Aufgabe ist die schwerfällig-innige Leidenschaft eines hässlichen und seiner Hässlichkeit sich bewussten Tölpels gegenüber der lieblichsten und leichtesten Anmuth. Konnte hiefür ein glücklicherer Gegensatz erdacht werden als die Nymphe der krystallenen Tiefe und der Kyklop mit dem abscheulich gezeichneten Gesicht? Theokrit erfasst jedoch seinen Helden mit schonender Komik, da er ihm zugleich rührende Einfalt und Herzlichkeit einhaucht. Er mässigt durchweg das Unflätige und Rohe des mythischen Kyklopen; er macht ihn sehr passend zum Milchbart und motiviert es dadurch, dass er zwischen Zartem und Derbem, Anmuth und Geschmacklosigkeit schwankt. Polyphemos hat etwas Liebenswürdiges wo nicht Graziöses in der Unbehilflichkeit. Es ist die natürliche Wirkung, welche entzückende Schönheit auf ein rohes, aber noch nicht verhärtetes Gemüth äussert. Man achte auf die wechselnden Bilder. Polyphemos bietet ebensowohl junge Bären als Lilien und Mohn zum Geschenke dar. Auf die tiefe, gar nicht sentimentale Empfindung brauche ich nicht erst aufmerksam zu machen.*"

XIV. Ein junger ungeschlachter Springinsfeld, heissköpfig und verwöhnt, aus einer Mittelschichte der Stadtbevölkerung, dem Eros zu kopf gestiegen ist, klagt seinem etwas schelmisch angelegten Freunde*) dass seine Herztraute anlässlich eines heitern Zechgelages ihn nur mit herabwürdigendem Spott und Hohn behandelt habe. Wie nun Polyphem in der Id. XI den Sang zum Tröster sich erwählt, so sieht unser verschmähter und düpierter Junge seinen einzigen Trost darin, dass er unter die Soldaten geht, wobei ihm sein Kamerad den wohlmeinenden Rat erteilt, er solle sich bei der Ptolemäischen Miliz in Ägypten anwerben lassen, denn einen coulanteren Soldherrn gebe es nimmer auf dem weiten Erdenrunde. Und wie nun Äschines, so heisst unser komischer Held, nähere Erkundigung über den guten und grossen königlichen Brotherrn einzieht, weiss unser feiner Poet meisterlich aus dem Munde des Thyonichos das Lob auf den ägyptischen Herrscher so zu sagen herauszuspinnen.

Im einzelnen beachte man:

V. 4—9.

ΘΥΩΝΙΧΟΣ.

. . . . ταῦτ' ἄρα λεπτός,
χὠ μύσταξ πολὺς οὗτος, ἀυσταλέοι δὲ κίκιννοι.
τοιοῦτος πρώαν τις ἀφίκετο Πυθαγορικτάς,
ὠχρὸς κἀννπόδητος· Ἀθηναῖος δ' ἔφατ' ἦμεν
ἤρατο μὰν καὶ τῆνος, ἐμὶν δοκεῖ, ὀπτῶ ἀλεύρω.

In ungezwungener Weise und ohne jeglichen Schein von Absichtlichkeit versetzt der mutwillige Poet den Pythagoräern**) ob ihrer äusserlichen Vernach-

---

*) Ob Hermann richtig sieht, wenn er diesen für einen Kunstreiter von Profession anschaut, ist mindestens sehr fragwürdig.

**) „*Pythagorissans quidam (πυθαγορίζων, Antiph. apud Ath. IV. p. 161, A) Pythagorae asseclam cultu externo affectans. Certum quendam Theocriteae aetatis hominem notari ego nego, vix dubitari posse dicit Gebauer.*“ Fritzsche. Ich bin derselben Meinung, dass nur ein Vertreter dieser Richtung gemeint sein kann und nicht, wie auch jüngst wieder in der von Hiller besorgten

lässigung und anderer Schrullen einen artigen Seitenhieb, wenn er den Thyonichos u. a. sagen lässt: „*Darum also so mager auch und der Bart so lang und die Haare so wild und struppig?! Unlängst kam auch so einer daher, ein geckenhafter Sonderling aus der Pythagoräischen Sippe.*“

Übrigens ist auch diese Erscheinung so recht dem wirklichen Leben entnommen, kommt es ja doch nicht selten vor, dass Leute in einer ähnlichen Situation, wie unser Äschines, sich in Haltung und Tracht ganz vernachlässigen. Man mag hiebei an Goethes Hermann denken, wie er, nachdem ihn die schnippischen Kaufmannstöchterchen zum besten gehalten, vergrimmt niemals mehr den Galarock, in den er sich geworfen hatte, anziehen zu wollen schwört, wie er seine Haare über die Stirne herabzerrt etc. etc.

I. V. 10. bedeuten die Worte *ἄσυχᾶ ὀξύς* „*ein bisschen hitzig*“, wie sich Thyonichos in scherzhafter Gutmütigkeit ausdrückt, obgleich Äschines ganz oben hinaus *(ὀξύς)* ist.

V. 20—38. Unser Äschines ist einer von der Sorte jener brutalen Leute, die alles schliesslich mit der Faust abmachen wollen, namentlich wenn sie beim Krug des guten zu viel gethan haben.

Fritzschen Ausgabe behauptet wird, eine bestimmte Persönlichkeit. Denn der Zusatz Ἀθηναῖος gibt doch wahrlich keinen ausreichenden Grund hiezu. Der Dichter will die Richtung, nicht einen bestimmten Mann der Richtung geisseln. „*Die Pythagorärer gaben der attischen Komödie erwünschten Stoff zu Karikaturzeichnungen. Früher zwar kleideten sie sich zierlich und machten Bad, Salbungen und Haarschur nach der Sitte mit; aber ein Geck dieses Kreises, Diodoros von Aspendos, welcher sein Haar wuchern liess, verwahrlost und unbeschuht gieng, brachte seine Manieren unter sie. Über Sokrates und seine Schule spottet bereits Aristophanes in den „Wolken“ nach dieser Richtung auf das Geistreichste. Natürlich entgieng auch die kynische Sekte der Lauge nicht. Ihre Jünger schildert Hegesandros folgendergestalt:*

Brau'naufziehendes Volk, mit der Nas' im Barte versunken,

Pflegend den Sack um das Kinn, Räuber von Schüssel und Topf, etc.“
Zimmermann.

Nachdem nämlich das Zechen einige Zeit gewährt hat, trinken die Weinbrüder ungemischten Wein zu ehren ihrer Freundinnen, deren Namen sie bei diesem Anlass laut rufen. Kyniska nun, so erwartet unser selbstgefälliger Brausekopf, sollte hinwiderum seinen Namen nennen, was sie jedoch zu seinem grossen Ärger und Verdruss unterlässt. Wie aber gar das Mägdlein bei Nennung des Namens ihres geliebten Lykos durch Erröten ihre warme Neigung zu diesem unwillkürlich verrät und, als man sich mit boshaftem Mutwillen in einem thessalischen Lied*) über Lykos ergeht, heftig zu weinen anfängt, da kann sich unser brutaler Bursche nicht mehr beherrschen und versetzt ihr einige wuchtige Faustschläge über das Ohr, worauf sie natürlich davonstürzt.**)

V. 22. λύκον εἶδες sprichwörtlich: „*Du musst den Wolf gesehen haben*“ *(da du ganz frappiert stillschweigst)*, womit eine derbwitzige Anspielung auf den von Kyniska bevorzugten Lykos verbunden ist; darauf gibt das Mädchen die schnippische Antwort: „*Was du für ein Siebengescheiter bist!*“, fühlt sich aber doch im grunde betroffen; nur verliert sie nicht das Konzept, bis endlich die rohe Thätlichkeit sie forttreibt.

Das in V. 34 eingeschaltete τὸν ἴσαις „*du kennst mich ja*“ *(was ich im Zorn alles zu thun im stande bin)* ist für die psychische Verfassung des zornmütigen Polterers nicht weniger bezeichnend als der weitere Umstand, dass er, nachdem er das Mädchen geschlagen, noch immer wartet, ob es nicht am Ende doch wieder zurückkomme, als wäre alles nur eine harmlose Schäkerei gewesen. Wer dächte hiebei nicht an unsere germa-

---

*) Zimmermann denkt hiebei nicht an ein Lied. „*Als ein thessalisches „Lied“ bezeichnet Äschines das Benehmen des Larisäers im Anschluss an den vorhergehenden Ausdruck ᾄδεν.*“ Hiller.

**) Vergl. V. 10 und Id. X, 40!

nische Dorf- und auch an die Stadtjugend, insoweit letztere gewissen Volksschichten angehört?*) —

Id. XV. Das Idyll *„Die Weiber beim Adonisfeste“* *(ΣΥΡΑΚΟΣΙΑΙ Η ΑΔΩΝΙΑΖΟΥΣΑΙ)* spielt in der wohllebigen Hauptstadt des Ägypterlandes.

Alle darin auftretenden Personen, insbesondere zwei Frauen von syrakusanischer Herkunft, dem mittleren Lebensstande angehörig, werden durch die mittelbare oder unmittelbare Teilnahme an dem Adonisfeste welches Arsinoe, die Gemahlin des Königs Ptolemäus II Philadelphus, hat arrangieren lassen, und dessen Hauptkern in der Ausstellung von Bildern des Adonis und der Aphrodite bestand, in stetige Bewegung gesetzt. In Praxinoas Behausung, wo Gorgo ihre Freundin zur genannten Ausstellung abholt, spielt sich der erste Auftritt ab; unterwegs nach der Festhalle entwickelt sich der zweite; die dritte Szene verläuft unter einem Gespräche im Königspalast selbst; zuletzt schliesst sich das Festlied einer renommierten Sängerin an, worin die Ausstellung gefeiert wird.

Wie ich schon in den einleitenden Worten zu meiner Abhandlung anzudeuten Gelegenheit hatte, zeichnet sich diese Dichtung in vielfacher Weise aus. Sie ist mimisch und doch von fortschreitender Handlung.

Eine frappante Naturwahrheit, mit der die unbezähmbare Neugier, die böszungige Geschwätzigkeit, die affenartige Putzsucht und schliesslich die erbärmlichste Furchtsamkeit der beiden Weibertypen gezeichnet ist, hat unserm Bukoliker von jeher rückhaltlose Bewunderung eingetragen. Dass es in diesem Mimus, der übrigens

---

*) Wie übrigens Notter der Ansicht zuneigen mag, unser Städter sei schon der mehr gebildeten Klasse angehörig, ist mir nicht recht erfindlich, man müsste denn nur unter *„gebildet“* schon jeden begreifen, der städtische Kleidung trägt; in seinem Wesen und Dialog sticht unser Äschines von dörperlich roher Weise nicht sonderlich ab.

den Zuschauerinnen bei den Isthmien von Sophron nachgebildet sein mag, an humoristischen Partien nicht fehlt, liegt schon im Stoffe. Der Humor entwickelt sich aber naturgemäss aus der Situation der auftretenden Personen und der obwaltenden Verhältnisse. —

Den 2. Vers sollte meines Erachtens die Dienerin sprechen, obwohl man dagegen einwenden könnte, dass das vertrauliche *φίλα* nicht recht für den Mund einer Magd passe. Aber unstreitig wird das Ganze natürlicher und launiger, wenn Gorgo, die ohnehin schon ziemlich viel Strapazen erduldet hat, bis sie an ihr Ziel gekommen ist, jetzt, an diesem Ziele angekommen, zuerst schon von der Magd angesprochen und hinterher noch von der etwas unwirschen Praxinoa, allerdings halb scherzweise, angeherrscht wird:

θαῦμ' ὅτι καὶ νῦν ἦλθες.

Die Annahme Hillers,*) dass beim Rufen der Gorgo von aussen: *Ἔνδοι Πραξινόα?* diese es schon gehört habe und von innen rufe: *Γοργοῖ φίλα, ὡς χρόνῳ.* scheint mir nicht im Einklang mit der etwas gereizten Stimmung der schon lange mit Ungeduld Wartenden zu sein, während es ziemlich nahe liegt, dass selbst die Magd, gleichsam als Vertreterin ihrer Herrin sich fühlend, der Eintretenden auch einen leisen Vorwurf machen will, und sollte dies auch nur mit einem *ὡς χρόνῳ* abgethan werden. Zudem ist ja das Verhältnis der Frauen zu dieser Magd kein eigentlich dienstherrliches, so dass sich letztere manches herausnimmt, was ihr strenggenommen nicht zusteht.

Im weiteren kommt die nahezu atemlose Freundin auf das entsetzliche Treiben in den Strassen zu sprechen, wo man seine liebe Not habe, sich durchzuwinden.

---

*) „*Gorgo domum ingressa ex ancilla Praxinoae quaerit, an domi sit amica; Praxinoa vero, illius voce audita, ancillam non sinit respondere, sed ipsa* „„*intus est quam quaeris*" " *exclamat.*"

Gleichwohl — und darin liegt das Humoristische — hat sie doch nicht über das Herz bringen können, ihre süsse Freundin abzuholen, gilt es ja doch zu gaffen, und in Gesellschaft zu gaffen ist doppelt angenehm.

„*Was die Neugier nicht thut etc. etc.*“

„*Und da läuft man hinab im heissen Staube des Mittags etc. etc.*“

lässt Goethe den Wirt in seinem bürgerlichen Epos rufen.

V. 7.

ἁδ' ὁδὸς ἄτρυτος· τὺ δ' ἑκαστέρω ἄμμιν ἀποικεῖς.

In launiger Hyperbel: „*Und der Weg (von mir zu dir) nimmt ja kein Ende.*“ Und nun geht es an ein weidliches Schimpfen über den Eheherren, was übrigens nicht so ganz schlimm gemeint ist, als es sich vielleicht anhört. Wenn jedoch der etwas querköpfige*) Gemahl der Praxinoa deshalb so ganz am Ende der Erde (weit vor der Stadt) sich einlogiert hat, so waren es triftige Gründe, die auch seine Frau recht gut kennt, indem sie sagt:

„*Damit wir ja doch nicht Nachbarn würden.*“

denn nach ihrem ganzen Wesen zu schliessen, hätten die beiden Weiber allerdings die Hälfte des Tages gründlich verschwatzt und während der andern die Leute durch die Hechel gezogen. Ebenso lebenswahr wie launig macht ferner Gorgo ihre unwirsche Freundin darauf aufmerksam, dass ja der Kleine in der Stube sei, weshalb sie sich doch ein wenig in acht nehmen und die Zunge nicht so gar sehr solle spazieren gehen lassen; die lustige Aposiopesis besteht freilich darin, dass in Abwesenheit des Kindes das Lostrumpfen gegen den Mann zu den selbstverständlichen und am Ende auch

---

*) Sehr treffend führt Hiller die Stelle aus Cic. V Phil. 13, 37 an: *homo amentissimus atque in omnibus consiliis praeceps ac devius (Ein ganz vertrakter Geselle).*

ziemlich harmlosen Dingen gehöre. Die höchste Naivität aber bekundet die taktlose Frau damit, dass sie zu dem Kleinen sagt: „*Sie (Praxinoa) meint Papa nicht*", worauf der Junge erklärlicher Weise erst so recht aufmerksam werden muss.

Wir kommen nunmehr zu einer Stelle, die strittiger Natur ist. Fritzsche*) und Hiller teilen die Worte des V. 14 der Gorgo zu; aber der Situation angemessener würde Praxinoa sie sprechen: „*Ja ja, Papa ist schon brav!*" denn der unvorsichtigen Mutter muss es schliesslich doch mehr darum zu thun sein, ihr voreiliges Gebaren nach Thunlichkeit wieder gut zu machen, und so wiederholt sie denn das von Gorgo in V. 13 erwähnte *ἀπφῦν*, aber nicht so fast höhnisch,**) als um den Kleinen abzulenken und irrezuführen; hingegen kommt Praxinoa in dem darauffolgenden *ἀπφῦς μὰν τῆνος τὰ πρόαν* sofort wieder in den spöttischen Ton hinein. Ferner bin ich nicht der Ansicht, dass der Knabe jetzt entfernt wird oder sich entfernt; denn gerade dadurch charakterisieren sich die beiden Syrakusanerinnen, dass sie schon im nächsten Augenblick auf die Anwesenheit des Kleinen nicht mehr acht nehmen und die Schleusen ihrer Zungenfertigkeit aufs neue loslassen. Von köstlicher Wirkung ist es auch, dass Gorgo, die doch zuerst einen schüchteren Versuch wagt zu beschwichtigen, nun gleichfalls über ihren eheherrlichen Trauten aufs ergiebigste loszieht. Mit welchem ungenierten Behagen die beiden Bürgersfrauen über ihre Männer sich ergehen, dürfte aus einer freieren Übertragung der einschlägigen Verse sich ergeben:

---

*) „καλὸς ἀπφῦς. *Puero haec, ut consoletur eum, dicit Gorgo, cui cum Ahr. I. Mein. II. III. al. verba assigno. Cf. Hermann. opusc. V. p. 89. Praxinoae haec verba tribuit Ahr. II. cum Spohnio I, p. 19—20, Gorg. vers. totum Mein. I. al.*" Fritzsche.

**) Die Übersetzung Zimmermanns: „*Schöner Papa das!*" halte ich demnach für unrichtig.

Praxinoa

„Jener Papa nun, jener gar so liebe, ging neulich (wir sagen ja immer neulich,) wenn auch schon Monate und Jahre darüber verflossen sind), Schminke und Salpeter aus dem Krämerladen zu holen, und kam wieder zurück mit Salz, der dreizehnellige!“ (So lang, und so dumm!)*

„Meiner“, nimmt Gorgo den Faden auf, *„macht es gerade so, der Geldabgrund**) Diokleidas. Kaufte er nicht gestern um sieben Drachmen fünf Wollfliesse, (die ich zum Weben verwenden wollte) die reinsten Hundshaare (κυνάδας), lauter Zeug, als wenn es aus alten, schmierigen Ranzen (γραιᾶν ἀποτίλματα πηρᾶν) wäre, nichts als schmutziges Gelump, so dass man Arbeit über Arbeit hat!“*

Was nun das *„Salz“* betrifft, so gehen die Erklärer auseinander, indem die einen behaupten, Salz bedeute so viel als: mit so elender Schminke und Salpeter, dass es gleich Salz zu achten sei, die anderen: der Mann bringe wirklich Salz nach Hause, aber nicht wie Praxinoa meine, nur aus Vergesslichkeit und Zerstreutheit, sondern aus Malice, weil er damit andeuten wolle, der Ankauf von Salz sei ungleich notwendiger als jene Kosmetikartikel. Ich möchte dieser Anschauung schon aus dem Grunde beipflichten, weil der Dichter unsern Ehemann durchaus nicht so gar schwachmütig hinstellt, als er im Munde seiner Frau gemacht wird. Ist ja schon der Umstand, dass er eine einsame Wohnung vor der Stadt sucht, um dem Visitentratsch des Weibervolkes einen Riegel zu schieben, ein Zeichen dafür, dass er immerhin

---

*) *„Hiernach scheint es, dass in der syrakusanischen Umgangssprache das Wort πρόαν besonders beliebt war und man es mit seiner Anwendung nicht allzu genau nahm. Im Einklang damit steht der häufige Gebrauch von πρώαν, πρόαν, πρᾶν in Theokrits ländlichen und mimischen Dichtungen.“* Hiller.

**) vorago pecuniae. Cf. Cic. in Pis. XVIII, 41. Hor. Od. I, 15, 21. Cic. I. Verr. I, 2 — II. Verr. I, 17, 44. Verg. Georg. III, 419. Catull. LXXVII, 5—6. Plaut. Most. I, 1—3. Pseud. I, 3, 130 al.

einige Energie besitzt. Freilich mag ein zweiter Anlass zu dem Logiswechsel die geringere Miete sein. Zugegeben übrigens, er sei langsamen Geistes und Willens, so verträgt sich dieser Defekt gleichwohl recht gut mit einer gewissen Boshaftigkeit, da erfahrungsgemäss geistig tiefer stehende Personen nicht selten böswilliger sind als Leute mit potenzierten Verstandeskräften.

Unter allen Umständen aber ist der eine Gatte ein knauseriger Schmutzian, der nicht etwa nur für unnützes Zeug keine Drachme spendieren will, der andere ein liederlichdummer Verschwender, der das Geld nur so hinauswirft und noch obendrein überall sich anführen lässt. Darin übrigens dürften unsere Adoniazusen das Richtige getroffen haben, dass Männer nur in seltenen Fällen zum Einkaufen gewöhnlicher Hausbedürfnisse sich qualifizieren. Auch stellt sich zur Genüge heraus, dass der Mann Gorgos um ein gut Stück alberner ist als der ihrer Kamerädin.*)

---

*) Ich muss hier auf die Erörterungen in meinem Schul-Programm v. 1867 (Eichstätt) zurückkommen, die ich mit Ausnahme des Schlusses im wesentlichen auch heute noch adoptiere.

„Id. XV 15—18:

ἀπφῦς μὰν τῆνος τὰ πρόαν (λέγομες τὰ πρόαν θην
πάντα) νίτρον καὶ φῦκος ἀπὸ σκανᾶς ἀγοράσδων·
κῆνθε φέρων ἅλας ἄμμιν, ἀνὴρ τρισκαιδεκάπηχυς.

Editores, scholiastis ducibus, infelici tanquam verborum cavillatione evolverunt sensum, qui et torti quid habet neque librorum scriptura confirmari potest. Sic e. g. alii opinantur, „Praxinoam cum Gorgone amica communicare, quam nummorum tenax et sordidus sit suus maritus; huic rei esse argumento, quod ille natrum et fucum ex taberna emere jussus redierit salem ferens, h. e. remedia quidem ad ornatum muliebrem pertinentia, sed vilia tamen et abjecta ut salem; ejusmodi enim mercem nimirum non magno constitisse.

Sed, ut reliqua taceam, primum verba κῆνθε φέρων ἅλας ἄμμιν nihil nisi „„salem afferens nobis rediit““ significare possunt, minime vero „„afferens tale quid, quod sali est simile, vel salis instar aestimatur““, quae ratio recederet ab usu sermonis Graeci; namque id si poëta voluisset dicere, particula aliqua comparativa non erat neglegenda. Deinde opinioni, Dinonem in sorde atque avaritia reprehendi ab uxore, adversatur, quod Gorgo amicam indignatam ad-

Die ungeschminkte Lebenswahrheit im weiteren Verlaufe ist sehr beachtenswert. Trotzdem es nämlich recht sehr eilen will,*) geplaudert muss doch sein, und bis die eine sich vollends umgekleidet hat, vergeht immerhin noch eine geraume Zeit. Tout comme chez nous. Auch muss die beste und kostspieligste Robe herausgesucht werden, wenn man auch sicher voraus-

---

monet de Zopyrione filiolo, quem de „„laevitate““ patris edoceri non conveniat; de „„sordido ejus animo““ si percipiat auribus aliquid puerulus, non magni esse momenti; id Gorgo subaudire mihi videtur. Itaque Gorgonis anxietas nihil haberet caussae. Tum Praxinoae maritus ab uxore ipsa neglectis ambagibus πάραρος *h. e.* „„*delirus*“ “ *et* „„τρισκαιδεκάπηχυς“ “, „„*homo tredecim cubitorum*“ “, *vocatur sive homo celsissima quidem statura, sed laevi et inepti ingenii. Huc accedit, quod versus insequentes*

> χῶμὸς ταὐτᾷ ἔχει φθόρος ἀργυρίω Διοκλείδας·
> ἑπταδράχμως κυνάδας, γραιᾶν ἀποτίλματα πηρᾶν,
> πέντε πόκως ἔλαβ' ἐχθές, ἅπαν ῥύπον, ἔργον ἐπ' ἔργῳ.

satis dilucide demonstrant, de stupore utriusque viri sermonem esse. Gorgo enim maritum suum simili modo perstringit loquens: „„*eodem modo meus agit, Dioclides, vorago pecuniae, qui omnia negotia male gerens opes diffundit.*“ “ *Si quis objiciat, ex versibus*

> ταῦθ' ὁ πάραρος τῆνος ἐπ' ἔσχατα γᾶς ἔλαβ' ἐνθών
> ἰλεόν, οὐκ οἴκησιν, ὅπως μὴ γείτονες ὦμες
> ἀλλάλαις, ποτ' ἔριν, φθονερὸν κακόν, αἰὲν ὁμοῖος. *etc. etc.*

hunc sensum elici posse: „„*Dinon conducta aede longe ab urbe sita non tanti habitat, quanti intra urbis moenia*“ “ *annuere velim, sed nihilo secius in sententia mea persto, malevolum a poëta animum illius hominis describi, qui omnem amicitiarum nexum ab uxore sua exoptatum remoto aedificio impedire in animo habeat vel saltem circumcidere; atqui non raro animi stupiditas cum malevolentia conjungitur. Sunt denique, qui multo longius procedant sic verba explicantes:* „„*et rediit, salem mihi afferens, quasi ut me doceret, salem magis necessarium esse ad res domesticas quam fucos et pigmenta.*“ “ *Verum tam aculeate neque loqui neque agere potest* τρισκαιδεκάπηχυς *iste. Quare sententiam loci hanc esse existimo:* „„*pater quidem ille nuper nitrum et fucum cum ex taberna emere jussus esset, rediit salem (quippe oblitus erat, quid lenociniorum empturus esset) nobis afferens.*“ “

*) **Hiller** meint, Praxinoa habe den Besuch der Gorgo erwartet (V. 2); auf den Vorschlag aber, den dieselbe jetzt mache, nämlich zur Ausstellung zu gehen, sei sie nicht vorbereitet. Dagegen spricht aber die ganze Situation. Gleichwohl soll nicht in Abrede gestellt werden, dass Praxinoa nicht auf sofortigen Aufbruch gefasst gewesen sei.

sehen kann, dass sie in dem Menschengewühl erheblichen Schaden nehmen wird. Aber man will eben gesehen werden und unter Umständen auch Neid erregen, ein bekanntes Hochentzücken der Damenwelt zu allen Zeiten und an allen Orten. Und doch müssen wir unsere beiden Freundinnen einigermassen in Schutz nehmen; eilen sie ja doch zum Residenzgebäude, einer Örtlichkeit, die unstreitig eine gewähltere Toilette erheischt. — Wir lächeln ferner, wenn Praxinoa hauptsächlich das Motiv des Schauens betont, während Gorgo sich jetzt schon über die massen freut, recht viel von dem Gesehenen und Erlebten erzählen und noch mehr dazu machen zu können. *ὧν ἴδες, ὧν εἴπαις κεν ἰδοῖσα τὺ τῷ μὴ ἰδόντι. „So einer eine Reise thut, so kann er was erzählen.“* Wenn dann erstere ihre Magd eine Träumerin heisst, so mag für diesen Tag das unsichere Wesen in der Hantierung der Dienerin zum Teil seine Erklärung darin finden, dass diese eben auch mit halber Seele bei den Festlichkeiten ist und in Folge dessen etwas verloren so manches verkehrt angehen wird, was denn auch wirklich zum Entsetzen der Herrin in ausgiebigster Weise geschieht. Zuerst soll nämlich Eunoa das verlassene Gespinst an seinen Platz räumen. Nun hat sie aber wohl früher einmal in vergesslicher Zerstreuung die Handarbeit ihrer Frau mitten in der Stube liegen lassen, weshalb Praxinoa ihrer Weisung noch das spottende Sprichwort beifügt:

Εὐνοά, αἶρε τὸ νᾶμα καὶ ἐς μέσον αἰνόθρυπτε
θὲς πάλιν. αἱ γαλέαι μαλακῶς χρῄζοντι καθεύδειν;

Und leg' es fein wieder mitten ins Zimmer, natürlich,
Damit ja die Katzen recht weich darin liegen!)*

---

*) *„Unwahrscheinlich ist die Erklärung des Triclinius, wonach mit den Worten „„Die Katzen wollen weich liegen““ die Magd wegen ihrer Trägheit verspottet und mit einer bequemen Katze verglichen werden soll.“* Hiller. Allerdings ist diese Erklärung eine zu gequälte, als dass man sie nicht sofort ablehnen müsste.

Bekanntlich suchen verhätschelte Stubenhündchen und Katzen behufs ihrer Siesta womöglich derartige sanfte Unterbreiten.

Praxinoa nun, ungeduldig und zappelig wie sie ist, wartet nicht ab, bis die eine Arbeit gethan ist, sondern verlangt inzwischen schon wieder etwas anderes, nämlich Wasser. Durch die barsche Art und Weise aber des Befehles verliert die Magd vollends den Kopf und bringt statt des Wassers aufgelöste Seife und zwar einen ganzen Berg voll *(μὴ δηράδ᾽ ἄπληστε!)* *) wie sich die Frau hyperbolisch ausdrückt.

Zu allem Überfluss übergiesst nun die Unselige auch noch das Kleid ihrer Herrin, worauf diese halb ärgerlich halb in scherzender Selbstironie ruft: „*Nun gewaschen wäre ich, Gott sei Dank!*“ Jetzt geht es an das Obergewand. Werden sich denn aber die Weiber noch immer nicht sputen? Weit gefehlt! Jetzt wird erst noch durch Kreuz- und Querfragen aus der Freundin herausgeholt, wie hoch denn die Mantille vom Webstuhl, also ohne Machenlohn, gekommen sei, ein für derartiges Volk hochwichtiges Moment. Bezeichnend ist die Antwort: „*Ach, erinnere mich nicht daran! der Zeug hat zwei Minen oder darüber gekostet, und ich habe beim Machen mich so abgequält auch noch dazu, dass ich beinahe ums Leben gekommen wäre.*“ **) Es thut ihr aber dabei in der Seele wohl, einen hohen Preis angeben zu können, denn mit innigster Befriedigung bedeutet sie, wenigstens implicite, der fragenden Freundin, dass sie eben doch in der angenehmen Lage sei, solchen Aufwand bestreiten zu

---

*) E conject. scr. Fritzschius pro codd. *μὴ δὴ (δὲ) πολύ* v. *μὴ πουλύ*, Ahr. *σμῆ δὴ ποκ᾽)*: „*ne clivum (saponis manibus imponas)!*“ Hiller.

**) Fritzsche erklärt: „*Mein ganzes Leben hängt aber auch daran, 's ist mein einziges bisschen Freude,*“ meiner Meinung nach eine etwas gewagte Erklärung, so sehr sie auch das Launige des Momentes steigern würde.

können. Endlich wird die strohhutartige Kopfbedeckung *κατὰ κόσμον (nach der Mode)* aufgesetzt. Nachdem man den Kleinen, der auch mit will, mit einem Schreckwort „*μορμώ! (wau wau!) δάκνει ἵππος!*“ *(Pferd dich beissen!)* „*Nicht mitgehen, Kind!*“ abgefertigt und einer zweiten Magd (Hausmagd), welche interimistisch die Funktion der Kindeswärterin vertritt, überantwortet hat, geht es endlich zur Thür hinaus. Ach dass sie kein fashionableres Gefolge haben! Wie sie nun mitten im Strassengewühl sich befinden, ergehen sie sich in enkomischer Anspielung auf die geordneten und behaglichen Zustände unter Ptolemäus, wogegen früher, den Wandelnden auf fein ägyptisch überschleichend, aus Betrug zusammengelötete Kerle, *ἐξ ἀπάτας κεκροτημένοι ἄδρες ἔπαισδον**) der Abhub durchtriebenen frechen Gesindels, Gut und Leben unsicher gemacht hätten. Wie nun aber die Paradepferde**) kommen, geraten unsere Frauenspersonen so ins Gedränge, dass teils im Schrecken teils scherzhaft Praxinoa zu einem der Reiter hinaufruft: „*Oho, mein Verehrter, reit' mich nur nicht gleich nieder!*“ Kurz darauf kommt ein altes, aber noch rüstiges Mütterchen ihnen gerade in den Wurf, und Gorgo frägt in aller Hast, ob man denn auch leicht in die Residenz komme, worauf die Alte im Vorübertrippeln offenbar etwas hämisch versetzt: „*Nun versucht's halt! (ich hab's auch versuchen müssen) durch Versuche ward Troja erobert,*“ womit natürlich der Fragenden nicht gedient ist, weshalb diese in launigem Unwillen nachruft: „*Was doch so ein altes Weib alles weiss! Ich glaube, sie weiss selbst von der Hochzeit des Zeus mit Here zu erzählen.*“*)

---

*) „*Ex fraude et fallaciis conflati.*“ Hiller.

**) Phot. Lex.: „*πολεμιστὴς ἵππος οὐχ ὡς ἄν τις οἰηθείη ὁ εἰς τοὺς πολέμους ἐπιτήδειος ἀλλ' ὁ ἐν τοῖς ἀγῶσι. σχῆμα φέρων ὡς εἰς πόλεμον εὐτρεπισμένος· ἦν γὰρ τοιοῦτον ἀγώνισμα.*“

Aber mitten im dichtesten Gedränge befürchten unsere Damen nicht etwa zunächst, durch Einklemmungen, Quetschungen etc. etc. körperlich Schaden zu nehmen, sondern nur die entsetzliche Eventualität, es möchte die nagelneue Robe einen Riss bekommen, was übrigens leider schon geschehen ist. Einem fremden Herrn, der sich mit galanter Aufdringlichkeit der weiblichen Trias annimmt, wird Glück und Heil und Segen vom Himmel herabgewünscht:

> *κεἰς ὥρας κἤπειτα, φίλ᾽ ἀνδρῶν, ἐν καλῷ εἴης*
> *ἄμμε περιστέλλων. χρηστῶ κᾠκτίρμονος ἀνδρός.*

Endlich sind sie mit einem Ruck im Ausstellungsraum — und im Nu ist alle Mühe und Gefahr vergessen; man sperrt die Augen auf, bewundert ohne jegliches sichere Urteil, wird aber dabei so schwatzselig, dass ein Beschauer, der die Ausstellungsgegenstände ruhig auf sich wirken lassen will, nicht länger mehr sich halten kann, sondern voll Entrüstung in die wenig schmeichelhaften Worte ausbricht:

> *παύσασθ᾽ ὦ δύστανοι, ἀνάνυτα κωτίλλοισαι,*
> *τρυγόνες. ἐκκναισεῦντι πλατειάσδοισαι ἅπαντα.*

„Haltet doch endlich einmal euer Maul, ihr Klatschbasen! Könnt ihr denn kein Ende mehr finden, Schnattergänse? Die bringen noch alles um mit ihrem breiten dorischen Gewäsche!“ — Gorgo aber, nicht blöde, lässt den gestörten Kunstfreund also an: *„Wo kommt denn der her, was will denn der hier? Warte, bis du uns kaufst! (dann erst, wenn wir deine Waare sind, kannst du mit uns machen, was du willst). Was? du willst Syrakusanerinnen anherrschen. etc. etc. Ich denke doch, dass Dorerinnen noch dorisch sprechen dürfen etc. etc.“* Kurz, der ganze Nationalstolz flammt mit einem Male auf, und der Stammesdialekt wird energisch in Schutz genommen.

V. 95. *οὐκ ἀλέγω, μή μοι κενεὰν ἀπομάξῃς* ist unklar,

und alle bisherigen Erklärungsversuche*) können nicht befriedigen. Unstreitig ist es eine derbwuchtige volkstümliche Antwort, welche beiläufig besagen will: „*Du richtest mit uns doch nichts aus, du magst uns anfahren wie du willst, da du über uns kein Befehlsrecht hast.*“

Nach dem den Adonis feiernden Hochgesang, der die Verse 100—145 umfasst, lässt Gorgo in ihrer freudigen Bewunderung ihrer Zunge vollen Lauf, indem sie u. a. ruft: „*Was es doch für ein gescheites Ding um dies Weib (die Sängerin) ist!*“**) Plötzlich aber, mitten in der Begeisterung für die hochherrliche Künstlerin fällt ihr — ein höchst komisch wirkender Kontrast — ihr Mann ein, der, ohnehin ein brummiger Griesgram, wenn er zu lange auf das Essen warten müsse, geradezu unausstehlich sei. Dies ist das Signal zum Aufbruch. —

Id. XVI. Eine gefällige Selbstironie liegt in V. 8.

Theokrit hat nämlich mit einem Gedichte, für dessen Übersendung er bei seinen ärmlichen Verhältnissen Geschenke von hoher Hand sich erwartet, nicht den sicher gehofften Erfolg gehabt. Dem Gefühle nun des energischen Unmuts gibt er mit möglichst graziösem Humor Ausdruck, indem er es beklagt, dass seine Huldgöttinnen, die ihm doch sonst überallhin ihr göttliches Geleite

---

*) *κενεὰν* scil. *χοίνικα ἀπομεμαγμένην*. Schol. cod. k. enarrat *μήμοι κενὸν τὸ μέτρον ἀποψήσῃ;*. Nostri homines: „*Drescht doch nicht leeres Stroh!*“ Fritzsche. Wüstemann vermutet folgendes: „*Cotidiana frumenti mensura, quae servis dari solebat, erat χοῖνιξ, modius, qui radio abstergebatur. Hinc ad eorum avaritiam, qui servis ne necessarium quidem cibum suppeterent, ludendam proverbium ortum videtur hoc: κενεὰν (sc. χοίνικα) ἀπομάττεσθαι = vacuum modium abstergere. Quo proverbio usa Praxinoa dicit: „„non sum valde sollicita, ne tu, avari domini instar, vacuum modium mihi abstergas; nam tuo servitio non utor neque quicquam abs te accipio;“*“ *vel: „„re frustra laboraveris nobis imperitans, quippe in quas nullum habeas imperium.*“ “ Hiller.

**) Vergl., was ich über diese Stelle in den Blättern für das bayer. Gymnasialschulwesen VII. Bd. p. 194 geschrieben habe.

gäben, nachdem sie in der Fremde*) nichts erzielt und nur schnöde Abweisung erfahren hätten, wieder zu seinem dürftigen Heim und zwar barfuss zurückgekehrt seien, mit andern Worten, dass sein Manuskript wieder in sein Pult gewandert sei.

In V. 10 scheint unser Bukoliker an einen angeblichen Witz des Simonides angeknüpft zu haben, welcher eine Kiste, aus der er spendete, und eine der Chariten (der Gaben, welche ihm seine Huldigungsgedichte verschafften) zu eigen hatte und solche, die seine Wohlthätigkeit (*χάρις*) beanspruchten, abwies, nachdem es sich gezeigt hatte, dass die sogenannte Charitenkiste leer, die Spendekiste hingegen voll war, d. i. seine Ausgaben das Mass füllten.

V. 18 enthält wieder eine launige sprichwörtliche Redensart: *ἀπωτέρω ἢ γόνυ κνάμα* (*γόνυ κνήμης ἔγγιον*) *„das Knie ist näher als das Schienbein.“* Ähnlich sagt Plautus in Trin. 5, 2, 30: *„tunica pallio propior“* während wir unser: *„Das Hemd ist näher als der Rock“* haben. Folglich ist der Sinn: Deine Dichtungen liegen mir ungleich ferner als andere wichtigere Dinge. *„Was brauchen wir noch andere Dichter,“* lässt Theokrit einen solchen Utilitarier weiter raisonnieren, *„wir haben an Homer genug (ἅλις πάντεσσιν Ὅμηρος). Und übrigens — aufrichtig gesagt — ist einer der besten***) *Dichter*

---

*) Bei welchem hohen Herrn in den griechischen Staaten des Orients er sich durch ein Poem einführen wollte, lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Einen wohlthuenden Gegensatz bildet der kunstliebende Herrscher des westlich gelegenen Syrakus, Hieron, den unser Dichter im Verlaufe verherrlicht. Es ist sohin diese Idylle in ihrem zweiten Teile mit Hinblick auf den letztgenannten Umstand eigentlich ein Enkomion, eine eigenartige Abzweigung der alten Melik.

**) *„Die Fassung des Gedankens hat etwas Schiefes. Von dem Reichen, der so spricht, werden alle oder die meisten Sänger mit leeren Händen abziehen; wie kann er also den, der nichts erhält, als λῷστος bezeichnen? Passender wäre der Ausdruck, wenn es hiesse: „„Der ist mir der liebste, der nichts von mir verlangt.““* Also Hiller. Ich glaube aber, dass unser Dichter mit

der, der mich in Ruhe lässt, d. h. keine Gabe von mir heischt.“ Glaubt man nicht bei diesen Worten die flachköpfigen und kaltherzigen Nützlichkeits-Menschen der heutigen Welt zu hören? „*Haben wir nicht unsern Goethe und Schiller, (die sie aber, nebenher gesagt, auch nicht kennen,) was sollen noch weitere Poeten? Und Geld auch noch dafür auszugeben, das fiele mir just ein!*“ Einen weiteren sprichwörtlichen Ausdruck bietet

V. 62. *ἦ ὕδατι νίζειν θολερὰν διαειδέι πλίνθον*, ähnlich wie „*laterem laves*“ oder unser „*Einen Mohren weiss waschen.*“

Id. XVIII. Dieser Epithalamios (nicht Hymenäus) ist ein klangreiches, von feinduftigem Kolorit sanftbukolischer Farben durchhauchtes Gedicht und ermangelt nicht humoristischer Anspielungen und heiteren Scherzes. Dazu erhöht noch den Wert der Dichtung der Umstand, dass ältere griechische Hochzeitsbilder überhaupt nicht vorhanden sind.

Mit den Versen 10 und 11

ἦ ῥά τις ἐσσὶ λίαν βαρυγούνατος; ἦ ῥα φίλυπνος;
ἦ ῥα πολύν τιν᾽ ἔπινες, ὅτ᾽ εἰς εὐνὰν κατεβάλλευ;

wird Menelaos, der Bräutigam, voll dreisten Humors geneckt. Alsdann sichert der Chor der Braut seine Ehrfurcht und Liebe zu, und unter der Verheissung einer ehrenreichen Zukunft beabschiedet er sich in heiterschwungvollen Versen, in welchen die glühendsten Segenswünsche ausgesprochen werden. Über die strophischen Verhältnisse dieses *ἐπιθαλάμιος* siehe die neueste eingehende Abhandlung von Albert Steig!*)

---

psychologischem Feingefühl das Verhältnis also sich ansieht: Ein Geldsack ist darüber aufgebracht, dass er schanden halber eben doch ab und zu etwas zu geben gezwungen ist.

*) De Theokriti Idylliorum compositione. Dissertatio inauguralis philologica. Berolini 1882. Verlag von Meyer und Müller.

Id. XIX. Ob diese herzige Spielerei „*ΚΗΡΙΚΛΕΠΤΗΣ*“ dem Theokrit schlechterdings abzusprechen sei, dürfte denn doch noch fragwürdig erscheinen, wiewohl man sich nicht verhehlen kann, dass der ganze Ton von den anderen Dichtungen in einem Grade abweicht, wie wir es bei unserm Dichter weniger gewohnt sind; auch keine Überlieferung von Belang weist das Poem unserm Bukoliker zu.

Was ich aber in meinem Eichstätter-Programm*) über unsere Idylle, eine Dichtung, für die natürlich dieser Name weniger passt, bemerkt habe, davon möchte ich auch heute noch nicht so ganz abgehen. Denn „*adhuc sub judice lis est.*“ Vielleicht ist Bion der Verfasser, wie einige wollen. Anakreon wenigstens singt ganz ähnlich in seinem „Eros und die Biene“. Auch von Meleager und andern in der griechischen Anthologie enthaltenen Dichtern wird derselbe Gegenstand in ähnlicher Weise behandelt.

Vergleichen wir den Text unsers Gedichtes mit dem Anakreontischen

Ἔρως ποτ' ἐν ῥόδοις
κοιμωμένην μέλιτταν
οὐκ εἶδεν, ἀλλ' ἐτρώθη etc. etc.,

so begegnen uns fast die ganz gleichen Gedanken.

Jch führe dem geneigten Leser das letztere in der etwas freien, aber gelungenen Übertragung von Stadelmann**) vor:

---

*) „*Hoc idyllium, quod, nescio qua gravi caussa permoti, Bioni vel alii sollerti carminum Theocriteorum imitatori permulti tribuerunt, lepidissime est compositum et, quamquam a nostri poëtae ratione et animo in aliquam partem alienum videtur, tamen, nisi graviora argumenta afferantur, Theocriti esse judicandum erit. Quod scholiis non illustratur dulcissima haec cantiuncula, aliquo ut in aliis sic in hoc carmine casu iniquo acciderit. Haec hactenus de idyllio in universum.*“

**) Aus Tibur und Teos. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

„Es schlief im Rosenbette
Ein Bienchen. Eros kam
Bald zu derselben Stelle,
Doch nicht in acht es nahm.

Da fühlt im zarten Finger
Er schon des Bienchens Stich —
Er schlägt die Händchen, wimmert
Und weint gar bitterlich.

Und eilt im raschen Fluge
Zur schönen Kypria:
„„Ich bin verloren, Mutter,
O höre, was geschah!

Ein klein geflügelt Schlängchen —
Sie nennen's Biene — stach
Mich in die zarten Hände.““
Und drauf die Mutter sprach:

„„Fühlst du so grosse Schmerzen,
Von Bienchens Stich verletzt —
Wie muss die Wunde brennen,
Die dein Geschoss versetzt?““

Id. XX. Mit dieser Perle idyllischer Humordichtung verhält es sich bezüglich der Autorschaft*) ähnlich. Hiller meint:
„Der ganze Ton ist verschieden von dem der Poesie Theokrits, von dessen Sprachgebrauch das Gedicht auch im einzelnen wesentliche Abweichungen zeigt. Vielfach ist Theokrit stark nachgeahmt, manches erinnert auch an Bion. Ahrens *schreibt das Idyll einem Dichter Kyros zur Zeit Theodosius II zu.“* Auch Fritzsche führt eine Reihe allerdings zum Teil ziemlich gewichtiger Gründe auf, von denen aber

*) *„Theocriti nomen in codicibus Zieglerianis pag. 99 praefixum est.“* Fritzsche.

die sprachlichen schwerer wiegen als die sachlichen;*) denn eine grosse Geistesverwandtschaft mit unserem Bukoliker ist nicht zu verkennen. Ohne Zweifel mahnt es fast mit jeder Verszeile an den Kyklopen. (Id. XI)**) Was Notter bemerkt, das lange Verweilen bei dem den einzigen Gegenstand bildenden Gedanken, dass eine Städterin einen jungen Hirten nicht hübsch gefunden, ferner der Mangel irgend eines Entschlusses, der in Folge dieser Verschmähung aus der Seele des Verschmähten hervorginge und damit ein wirkliches Bild des Volkslebens und der Denkungsart oder Gefühlsweise des Volkes gäbe, scheine gegen Theokrit als Verfasser sehr nachdrücklich zu zeugen, ist mir wenigstens nicht so ausgemacht. Warum denn in aller Welt, frage ich, sollte nicht unser Dichter zuweilen aus der gewohnten Art und Weise herausgetreten sein? Übrigens spricht und handelt denn unser Kuhhirt so gar viel anders, als manche Figuren in den Theokritschen Lebensbildern? Eine weitere Anschauung, dass Theokrit nirgends den Unterschied zwischen Stadt und Land in so einseitig gehässiger***) Weise schildert, kann ich gleichfalls nicht teilen. Warum sollte dem Dichter nicht gestattet sein, auf Augenblicke sich einmal einen ungewöhnlichen Standort zu wählen? Haben denn die Herren von der kritischen Feder gar keinen Begriff von der wechselnden Stimmung des Poeten und von dem zwingenden Augenblick? Freilich dazu sollte man eigentlich selbst Poet sein. Es ist gar nicht so undenkbar, dass unser Bukoliker gerade hier aus dem Leben greift und eine anmutige, aber etwas Selbstgefühl

---

*) Nach dem Vorgehen von Heinse, Warton und Meineke. Aber alle diese Argumente, so plausibel sie erscheinen mögen, sind für mich doch nicht so zwingender Natur, dass die Dichtung mit apodiktischer Sicherheit der Theokritschen Muse abzuleugnen ist.

**) Auch Id. III u. VI mag man in Parallele ziehen.

***) *Ruris autem et urb is differentia nusquam apud Theocritum verbis tam plenis invidiae significatur qualibus hic noster utitur. V. 4 et 44.* Fritzsche.

besitzende Städterin im Gegensatze zu einem dörperlichen, aber gleichwohl sehr eingebildeten Hartschädel vorteilhafter schildert, als man dies gewöhnt ist; übrigens sind denn die Geiss- und Rinderhirten bei Theokrit gar so galante und zierliche Herren? Zu einer Gessnerschen*) blutlosen Marionette vollends lasse ich mir diesen bubulcus nicht machen. — Der höchst launige Inhalt des Ganzen ist in Kürze folgender: Ein Rinderhirte macht seinem tiefem Groll, den er schon seit einiger Zeit in sich genährt hat, endlich Luft. Er war nämlich von einer allerdings schnippischen, hochnäsigen Stadtschönen, die er hat küssen wollen, mit Spott- und Schmähworten abgefertigt worden. Um nun darzuthun, wie schweres Unrecht seine Abholde ihm zugefügt habe, sucht er seine körperlichen Vorzüge in das günstigste Licht zu stellen und nimmt im weiteren Verlaufe die Backen recht voll, wenn er aus der Mythenkunde beweisen will, dass der Hirtenstand nichts weniger als verachtet sei. Von entschieden humoristischer Wirkung ist der selbstgefällige Vergleich seiner hochwerten Person mit jenen mythisch-berühmten Hirten, welchen selbst Göttinnen ihre Neigung zuwandten.

Was nun aber insbesondere die zwei letzten Verse betrifft:

μηκέτι μηδὲ σὺ Κύπρι τὸν ἄδεα μήτε κατ᾽ ἄστυ
*μήτ᾽ ἐν ὄρει φιλέοις, μούνη δ᾽ ἀνὰ νύκτα καθεύδοις.***)

so wurden sie nach meinem Erachten nicht sinnentsprechend verstanden.

Jch erkläre die Stelle also: „*Jam noli unquam osculari amasium tuum, o Cypria, neque in saltibus neque in urbe, et per noctem sola et longe remota ab amico dormias!*“

---

*) „*Umbram potius hic vides pastoris exsanguem, non colorem pastoris suci pleni; delicatulum paene dixerim colonum Gesnerianum etc.*“ Fritzsche.

**) Die handschriftliche Leseart lautet also; nur über *φιλέοις* ist in *a* 18 *φιλέεις* geschrieben. Fritzsche hat sie beibehalten, während Hiller *φιλέοι* u. *καθεύδοι*, die Konjektur von Ahrens, adoptiert hat.

also: *Unterstehe dich ja nicht, hohe Göttin auf Cypern, jemals mehr mit einem Hirten anzuknüpfen oder gar zu kosen! Denn damit würdest du dir nach der Ansicht jener wählerischen Eunika sehr viel vergeben.*)*

Unstreitig gewinnt dadurch das Ganze an heiterer Koncinnität. Da sich der eingebildete Hirte denn doch einmal mit Gottheiten vergleicht und solche bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anzieht, so scheint es sehr entsprechend, dass er auch in ähnlicher Weise abschliesse.

Die Id. XXI (*ΑΛΙΕΙΣ*) ist dem „Fischer“ oder „Thunfischfänger“ des Sophron nachgebildet. Zwei hochbejahrte Fischer erwachen schon vor Tagesanbruch, nachdem sie über Nacht in einer ärmlichen Hütte des notdürftigsten Schlafes gepflegt haben. Sofort teilt der eine seinem Kameraden einen Traum mit, der ihm Sorge und Missmut bereitet. Er habe nämlich im Traume einen goldenen Fisch gefangen und werde nach solcher Beute niemals mehr, so habe er geschworen, ins Wasser fahren. Der Schwur, den er nun halten zu müssen meint, beklemmt seine Seele. Der andere, ein nüchterner Kumpan, sucht ihn zu beruhigen, indem er ihm bedeutet, er brauche sich um so weniger Skrupel daraus zu machen, als er ja den goldenen Fisch noch gar nicht habe.

---

*) Ich habe diese Stelle schon in meinem Eichstätter-Programm behandelt und möchte hier darauf zurückkommen, obwohl ich die dortselbst ausgesprochene Ansicht ihrem ganzem Inhalte nach nicht mehr aufrecht halten kann. „*Venerem hic intelligi Eunicam ipsam, omnibus interpretibus probatur neque mirum hoc est, quum sensus aptissimus effici videatur. Verumtamen id dubitare licet. In idyllio de urbanis tantummodo amasiis agitur sive de amoribus, quibus Eunica viros in urbe habitantes prosequitur, quare, si interpretum esset opinio vera, nihil loci esset verbis μήτ' ἐν ὄρει. Quod si statueris, haud inanem judicabis meam suspicionem, Theokritum haec dicere voluisse: „„ne amplius tu quoque, Venus, Martem neque in montibus neque in urbibus amaveris, quum ista aemula dulces pupulos, deos ac mortales, blando amore devincat.“ Quibus expensis haud scio idem requiras.*“

Hieran knüpft er den wohlmeinenden Rat, just an der Stelle, die ihm im Traume vorgeschwebt habe, recht fleissig dem Fischfange nachzugehen; sonst könne es kommen, dass er vor lauter goldenen Träumen verhungere. —

Die unmittelbar didaktische und moralisierende Tendenz ist unserm leichtlebigen Dichter allerdings, wie fast alle Erklärer zusammenstimmen, im ganzen fremd, weshalb unsere Idylle das Schicksal hat, zu den angezweifelten geworfen zu werden.*)

Gleichwohl kann ich mich auch hier nicht mit dem Gedanken befreunden, dass wir vor der Unechtheit wie vor einer ausgemachten Sache stehen sollen. Ob Theokrit, beziehungsweise der uns unbekannte Dichter, bei Abfassung dieses Idylls einen Nebenzweck im Auge gehabt habe, nämlich den Ägyptern, die da nicht gerne arbeiten wollten, wenn sie nicht durch die eiserne Not dazu getrieben wurden, einen empfindlichen Nasenstüber zu versetzen, lasse ich dahin gestellt sein. Übrigens ist nach meinem Gefühle der Dialog überhaupt höchst amüsant sowie die breitflutige Geschwätzigkeit des einen Fischers insbesondere von unwiderstehlicher Komik. Im einzelnen mögen nachstehende Partien besonders erwähnt sein:

Eine nahezu rührende Naivität bekundet V. 16:

πάντ᾽ ἐδόκει τήνοις· ἁ γὰρ πενία σφας ἐτήρει.

Alles dessen (Thüren, Hunde etc.) bedürfe es nicht, meinten sie, denn für sie sei die Armut Hüterin ge-

---

*) S. Argumentum v. Fritzsche. „*Pleno igitur pectore sapiverunt viri docti, qui hoc carmen proscribendum censuerunt, Wartonus tom. II. p. 235, Ahrensius p. 225, alii, quamquam Theocriti nomen codicibus 11 18. c. adscriptum est. At hujus nulla fides tituli, quia etiam alia carmina manifesto (?) non Theocritea, quae in hac, quam hoc carmen in codicibus habet vicinia leguntur, prae se ferunt precario assumptum nomen Theocriti, velut Moschi epithaphius Bionis vel Moschi Megara, ac librarii hic quoque a potiori fecerint denominationem.*“

worden. Vgl. Lessings Epigramm „Auf die Hütte des Irus."

„Vorbei, verweg'ner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armut treue Wache."

V. 34—36:

. . . . .τί γὰρ ποιεῖν ἂν ἔχοι τις
κείμενος ἐκ φύλλοις ποτὶ κύματι μηδὲ καθεύδων,
ἀλλ' ὄνος ἐν ῥάμνῳ) τό τε λύχνιον ἐν πρυτανείῳ·*
φαντὶ γὰρ ἀγρυπνίαν τόδ' ἔχειν.

enthalten ein kräftiges Wort, wie es in Griechenland gang und gäbe gewesen sein mochte.

Der Sinn ist unstreitig der:

„Wir haben ja Zeit zu plaudern," sagt der eine, (die Arbeit hat sie allerdings (V. 20) geweckt, aber sie können sich erst an dieselbe machen, wenn es Tag ist;) *„denn wir können doch nicht mehr einschlafen, teils wegen des Wogengeplätschers teils wegen der unsanften Streu. Wir müssen also wohl wach bleiben, und es ergeht uns, wie dem Esel, der auf Teufelszwirn schlafen soll, oder wie der ewigen Lampe im Prytaneion.*

V. 39—44

δειλινὸν ὥς κατέδαρθον ἐν εἰναλίοισι πόνοισιν
(οὐκ ἦν μὰν πολύσιτος, ἐπεὶ δειπνεῦντες ἐν ὥρᾳ,
εἰ μέμνῃ, τᾶς γαστρὸς ἐφειδόμεθ'), εἶδον ἐμαυτὸν
ἐν πέτρᾳ βεβαῶτα, καθεζόμενος δ' ἐδόκευον
ἰχθύας, ἐν καλάμων δὲ πλάνον κατέσειον ἐδωδάν.

Der Traum konnte also nicht eine physische Ursache haben und etwa von überfülltem Magen herrühren, sondern muss, wie der gute Mann raisonniert, ein gnädiger Wink des Schicksals sein, das ihn mit einem Male reich machen will. —

---

*) *ἀλλ' ὄνος ἐν ῥάμνῳ]* *Boissonad.* *ἄλλον* ° *ἐν ῥάμῳ* *11.* *ἄλλονος ἐν ῥάμω* *18.* *ἄλλονος ἐν ῥά + ω c.* *ἄλονος ἐν ῥάμῳ* *Ald.* *ἄσμενος ἐν ῥάμῳ* *Junt.* *ῥαμνω* *Call.* *ἀλλ' ὄνος ἐν καμῷ* *conj. Wordsworth.* Sohin ist es eine glänzende Konjektur, der wir den trefflichsten Sinn verdanken.

Die Vollkraft seiner Nach- und Anempfindung bekundet Theokrit in dieser Fischeridylle mindestens ebenso augenfällig wie in manchen anderen Idyllen, die unzweifelhaft für echt gehalten werden. Ich glaube schlieslich meine Ansicht entschieden dahin aussprechen zu sollen, dass gerade von diesem Gedichte gelten kann, was in den Versen enthalten ist:

„*Thorheit herbem Spott zu weihen,*
Hält Satire streng Gericht;
Thorheit lächelnd zu verzeihen,
Hat Humor die schöne Pflicht.“

Id. XXIII. In dieser Dichtung ist neben dem unheimlichen Ernste drastischer Szenen der Humor, wo er ja durchzubrechen Miene macht, ein gequälter und noch dazu lehrhafter. Dass der Verschmähte den Tod durch den Strick sucht, ist widerwärtig. Auch der Gedanke, dass die vom Postament zufällig herabstürzende Erosstatue den liebeleeren und hartherzigen Jüngling erschlägt, scheint mir immerhin etwas plump und unschön. Je nun, „quandoque dormitat bonus Homerus.“ Wenn nun fast sämtliche Erklärer*) mit der grössten Entschiedenheit unserm Dichter die Autorschaft der Idylle absprechen, so ist dies zwar aus dem in etwas abweichenden Sprachgebrauch, der in der Dichtung herrscht, erklärlich, obwohl auch hier die Eigentümlichkeiten nicht so gar störend sind; dass aber die *παραίνεσις* von Theokrit nun und nimmermehr könne angewendet worden sein, will mir nicht zu kopfe. Freilich wenn man einmal auf diesem starren Standpunkt angekommen ist, so muss man natürlich alles ausmerzen, was mit solcher Anschauung sich nicht verträgt. Aber wohin

*) Ziegler dagegen lässt sich also aus: „*Es kommt wenig darauf an, wie diese erotische Dichtung rubriziert wird (als Erzählung oder episch-lyrisches Gedicht?). Die Tiefe und rührende Kraft des Gefühls empfiehlt sie gewiss, und ich wüsste nicht, warum sie Theokrits nicht vollkommen würdig wäre.*“

soll das führen? Wenn nicht Gründe zwingender Natur vorhanden sind, hat man nach meinem Dafürhalten sehr vorsichtig in solchen Fragen der Autorschaft zu sein.

Z. V. 46 vgl., was ich in meinem Eichstätter-Programm*) aufgestellt habe, eine Erklärung der Stelle, wie ich sie bei allen neueren Herausgebern finde.**)

Id. XXIV der ***ΗΡΑΚΛΙΣΚΟΣ***, eine gar interessante, allerdings mit epischer Breite behandelte Dichtung, in welcher Theokrit mit sichtlichem Behagen in Schilderungen sich ergeht. Wir befinden uns nämlich in der Kinderstube der Alkmene, der Mutter des nachmaligen grossen Heros. Die beiden Kleinen, Jphikles und Herakles,

---

*) Id. XXIII, 46—48.

„Hoc carmen exhibet versus:

γράψον καὶ τόδε γράμμα, τὸ σοῖς τοίχοισι χαράξω·
ΤΟΥΤΟΝ ΕΡΩΣ ΕΚΤΕΙΝΕΝ, ΟΔΟΙΠΟΡΕ· ΜΗ ΠΑΡΟΔΕΥΣΗΣ
ΑΛΛΑ ΣΤΑΣ ΤΟΔΕ ΛΕΞΟΝ· ΑΠΗΝΕΑ ΕΙΧΕΝ ΕΤΑΙΡΟΝ.

Notterus et alii locum vertunt hunc in modum:

„„Schreib mir den Spruch dann auf's Grab, ich schreib' ihn dir auf die Wände:““

„„Dem ward Liebe zum Tod'! geh', Wanderer, nicht ihm vorüber,
Sondern verweil' und sage, „„„ein Grausamer war der Geliebte.“““

„„Explicantur enim verba τὸ σοῖς τοίχοισι χαράξω *„„„sententiam hanc tam penitus animo tuo mando, ut semper eam in parietibus tuis legere tibi videaris;“““ quae explicandi ratio me offendit. Ego, si quidem conjecturae* τὸ σοῖς τοίχοισι χαράξω, *quae, quod sciam, omnibus fere recentioris aetatis editionibus Theocriteis recepta est, tenaces esse volumus, ac non potius scriptura Reiskii assumenda erit* τό σοι στίχοισι χαράξω, *hunc esse sensum existimo: „„dedica etiam hanc inscriptionem mihi,““ „quam nunc“ „„tuis parietibus (in quibus nunc me suspensurus sum,) (vide versus 49—50* ὦδ' εἰπών, λίθον εἷλεν ἐρεισάμενος δ' ἐπὶ τοίχῳ ἄχρι μέσων οὐδῶν φοβερὸν λίθον *etc. etc.) inscribam.““ Poëta enim virum amore infelici afflictum depingere vult, qui finitis querelis caelum sive stilum sumturus et, quos versus epitaphii futuri lente eloquitur, eosdem muro insculpturus est.“*

**) *„Lucian Amor. 16* τοῖχος ἅπας ἐχαράσσατο. *Hor. Od. 3, 11, 52. sepulcro scalpe querelam!“‘* Während also der Liebende die folgenden Worte spricht, schreibt er sie zugleich an die Wand des Hauses; ein wunderlicher Gedanke des Dichters.

werden gebadet, bekommen ihre Atzung, werden dann von der Mutter in den ehernen Schild des Amphitryon gebettet, und indem sie ihren pausbackigen Lieblingen die Köpfchen streicht, murmelt sie den Abendsegen, worauf in kurzem die Kinder einschlafen. Mit feinfühligem Humor wird dies reizende Genrebild aus der Familiensphäre entworfen, und die anmutigste Detailmalerei lässt uns z. B. nicht einmal darüber in Zweifel, wie sich die beiden Kinder beim Herannahen der Schlangen benommen haben, und dass Jphikles mit den Füsschen strampfend das Deckbett abwirft etc. etc. Die Mutter hört ungewöhnlich laut schreien und weckt ihren Mann; denn (und das ist mit köstlichem Realismus behandelt) sie ist vor Furcht ausser stande, selbst nachzusehen, aber er brauche nicht erst, wie die zu tod Erschrockene meint, seine Pantoffel sich anzuziehen. *„Hörst du denn nicht,“* fährt sie fort, *„du langsamer Patron, wie jämmerlich der Bube schreit? Und — meiner Seele — Licht ist auch im Hause! Mach doch schnell!“* Der Mann, wie es scheint, an pünktlichen Gehorsam gewöhnt, langt das Schwert, das allezeit über der cedernen Bettstelle hängt, vom Pflock herab und ergreift mit der einen Hand den Gurt, während er mit der andern seinen Sarras zieht. Da unterdessen der wunderbare Schimmer wieder verglommen ist, ruft er nach Licht; Mägde und Diener trippeln herbei, und nun sieht man halb mit Schreck halb mit freudigem Staunen die erste Heldenthat des jungen Schlangentöters. Nachdem sodann die etwas langatmige Prophezeiung des Teiresias bezüglich der künftigen Thaten und Schicksale des kleinen Helden zu Ende geführt ist, finden wir nochmals einen scherzhaften Abschluss, indem auf den respektablen Appetit*) hinge-

---

*) *„Eine Seite des Helden, die vielen komischen Dichtern (u. a. dem Epicharmos in seinem „„Busiris““ und wohl auch in der „„Hochzeit der Hebe,““ vgl.* L o r e n z, *„Epicharmos“ S. 128 ff.) als Zielscheibe ihres Witzes dienen musste.* Knapp.

wiesen wird, den der Knabe beim Braten und dorischen Pumpernickel bethätigt.

Die zweite der Herakleen, deren übrigens nachgewiesenermassen schon der Rhodier Pisander (Epigr. 20) und Panyasis aus Halikarnassos verfasst hatten, betitelt sich „Der Löwentöter" und ist lückenhaft und unvollendet; man vermisst die innere Einheit und alle Versuche von Ergänzungen*) mussten naturnotwendig scheitern. Die eingehende Schilderung des Viehstandes in den Gehöften und auf den Triften des Herrschers von Elis, die Kleinmalerei der Viehzucht und Käserei etc. hat so wenige Berührungspunkte mit den ungeheuerlichen Kraftproben anlässlich des Löwenkampfes, dass man sich mit Recht schon gefragt hat, ob man hier nicht vielleicht zwei fragmentarische Teile aus einer umfangreichen epischen Dichtung vor sich habe. Wie dem auch sein möge, soviel liegt zu tage, dass in diesem wie in dem vorhergehenden Gedichte entschieden ein gewisser Hang zu Schilderungen und Beschreibungen einerseits, anderseits eine ausserordentliche Vorliebe für Land, Landleben und Landbeschäftigung sich kund gibt. Ein behaglicher Humor aber ist es, der namentlich durch den ersten Teil der Idylle geht. Ich mache nur auf die Charakteristik des Baumaufsehers aufmerksam, ein kleines Meisterstück von Menschenmalerei**) —

Id. XXVII. Dieser allerdings etwas triviale Mimus ist in Folge des Umstandes, dass er nur in zwei nahezu

---

*) Vgl. Fritzsche lat. Comm. S. 169.

**) Sehr beachtenswert sind die Darlegungen Brunns *(Die griechischen Bukoliker und die bildende Kunst. S. 12—15).* Brunn meint nämlich, *„so reizend einzelne Teile dieser Schilderung seien, so leide doch die Fügung der Teile zu einem Ganzen an auffallenden Schwächen; dagegen trete die Dichtung in ein anderes Licht, sobald man annehme, dass dasselbe durch die Betrachtung eines Gemäldes veranlasst worden sei, und der Dichter sich lediglich die Aufgabe gestellt habe, dieses Gemälde nicht zu beschreiben, sondern in poetischer Schilderung zu erläutern."*

gleichlautenden Abschriften sich befindet, bald dem Bion bald dem Moschos zugedacht worden. Auch die Sprache weist einige nicht unerhebliche Abweichungen von anderen Dichtungen Theokrits auf. Und dennoch entspricht das Ganze vollkommen der naiven Simplizität, wie sie die Theokritschen Personen zur Schau tragen.

Mit grosser Wahrscheinlichkeit stellt Notter*) die Behauptung auf, dass es sich in diesem Gedichte um eine Sitte der sizilischen Hirten handeln dürfte, welche dem „*Kiltgang*" der Schweizersennen entsprochen zu haben scheinen. „*Offenbar*", fährt Notter fort, „*steht eine wirkliche einzugehende Ehe im Hintergrund;*" das Wohlgefallen des Vaters (V. 39.)

αἰνήσει σέο λέκτρον, ἐπὴν ἐμὸν οὔνομ᾽ ἀκούσῃ.,

die bedeutende Heiratsgabe, welche Daphnis verspricht (V. 33.)

πᾶσαν τὰν ἀγέλαν, πάντ᾽ ἄλσεα καὶ νομὸν ἕξεις.,

das Haus und Gehöft, welches er der Gattin zu bauen sich anheischig macht (V. 37.)

τεύχω σοι θαλάμους· τὰ δὲ πώεα καλὰ νομεύω.,

alles dieses lässt sich vernünftigerweise nur dadurch erklären, dass hier eine später abzuschliessende Verbindung fürs ganze Leben festgesetzt wird.

Man denke nur an die Liebschaften auf dem Lande, wie sie von jeher und überall sich abspinnen, wenn gegründete Hoffnung vorhanden ist, dass sich die beiden jungen Leute wirklich heiraten können. Zuerst necken sie sich, und das Mädchen spielt die Spröde, wobei es ihr natürlich nicht so voller Ernst ist; wenn sich nun gar beide näher um den materiellen Stand von Haus und Hof gegenseitig erkundigen und ein befriedigendes Resultat erfahren, dann wird von ihrer Seite

*) Anmerkungen zu Theokrit, Bion u. Moschos.

jegliche unnatürliche Prüderie abgelegt. Ganz ebenso in unserem Mimos.

Von ergötzlicher Wirkung sind die ersten Verse:

ΚΟΡΗ.

Τὰν πινυτὰν Ἑλέναν Πάρις ἥρπασε βουκόλος ἄλλος.

ΔΑΦΝΙΣ.

μᾶλλον ἑκοῖσ' Ἑλένα τὸν βουκόλον ἔσχε φιλεῦσα.

Unter Helene ist nämlich niemand anderer verstanden als die *κορή*; denn während er diese Worte spricht, raubt er ihr einen Kuss, worauf sie in naivster Weise sagt;

μὴ καυχῶ, Σατυρίσκε· κενὸν τὸ φίλαμα λέγουσιν.

was dem Kuhhirten zu der Erwiderung Veranlassung gibt:

ἔστι καὶ ἐν κενεοῖσι φιλάμασιν ἀδέα τέρψις.

„*So,*“ fährt die Unbändige fort, „*wenn wirklich so viel daran ist*,“

τὸ στόμα μευ πλύνω καὶ ἀποπτύω τὸ φίλαμα.

Wohlthuend berührt das berechtigte Selbstgefühl des Daphnis, der selbst von der glühend Verehrten seinem Stande in keiner Weise zu nahe treten lässt.

Die Derbheit des V. 7

καλόν σοι δαμάλας φιλέειν οὐκ ἄζυγα κώραν

entspricht dem ungeschminkten Wesen der drallen Dirne. Nachdem nun im weiteren der Hirte sie aufmerksam gemacht hat, dass die Jugend schnell vorübergleite wie ein leichter Traum, gibt das Mädchen wieder in ziemlich grober Münze hinaus, obwohl sie anders denkt und fühlt: „*Weinbeer wird zur Rosine, ja dürr noch duftet die Rose.*“

Trotz eines starksinnlichen Realismus, der das mimische Gedicht beherrscht, vermeidet es Theokrit doch sorgfältig, auf dem Mädchen auch nur den Schein niedriger Leichtfertigkeit zu belassen, so fragwürdig die

Situation hersieht, in der wir die beiden Personen antreffen. Dass sie dem anfangs etwas zudringlichen Verehrer die Zähne weist, kann uns nur für sie einnehmen. Sie ist viel umworben, von guter Herkunft, hat saubere Kleider an, wird vom alten Vater eben nicht gar zu strenge bewacht, ist im ganzen noch unerfahren, gleichwohl aber so vorsichtig, dass sie sich erst des Ehebundes sowie der ihr ebenbürtigen Abkunft des Hirten und seines Vermögens versichert.

In V. 17 beruhigt sich das Mädchen auf die Drohung des Hirten mit dem Zorne der Paphia, indem sie leicht hinwirft:

„Leb' doch, Paphia, wohl! mir sei nur Artemis (also die jungfräuliche Göttin) gnädig!“

Anmutend meines Bedünkens ist der Vergleich des Eros mit Artemis, der in V. 18 liegt. Beide Gottheiten bedienen sich der Schusswaffen. Bewundernswert aber ist der schöne Übergang von den reizenden Tirailleurangriffen und der neckischen Abwehr zu gehaltvollerem Inhalt, von dem thörichtsüssen Getändel zum edlen Gedanken an einen ernsten und würdigen Ehebund. Feinere psychologische Nüançen bieten unstreitig die V. 25—31:

ΔΑΦΝΙΣ.

οὐκ ὀδύνην, οὐκ ἄλγος ἔχει γάμος, ἀλλὰ χορείην.

ΚΟΡΗ.

ναὶ μὰν φασι γυναῖκας (ἑοὺς) τρομέειν παρακοίτας.

ΔΑΦΝΙΣ.

μᾶλλον ἀεὶ κρατέουσι· τί γὰρ τρομέουσι γυναῖκες;

ΚΟΡΗ.

ὠδίνειν τρομέω· χαλεπὸν βέλος Εἰλειθυίης.

ΔΑΦΝΙΣ.

ἀλλὰ τεὴ βασίλεια μογοστόκος Ἄρτεμίς ἐστιν.

ΚΟΡΗ.

ἀλλὰ τεκεῖν τρομέω, μὴ καὶ χρόα καλὸν ὀλέσσω.

ΔΑΦΝΙΣ.

ἢν δὲ τέκῃς φίλα τέκνα, νέον φάος ὄψεαι υἷας.

Wenn ferner das Mädchen fragt:

„*Aber dem alternden Vater, was für eine Nachricht soll ich dem bringen?*" so gibt sich hier eine gewisse gutmütige Anhänglichkeit und Pietät kund; allerdings wird etwas spät an den Vater gedacht; jedenfalls aber freut es sie einerseits, ihrem Vater eine angenehme Nachricht bringen zu können, — denn sollte er nicht froh sein, die Tochter unter der Haube zu wissen? — anderseits dringt sie jetzt mit vollstem Rechte auf detaillierte Antworten von seite ihres Freiers.

Von V. 44 bis zum Schlusse ist Dialog und Handlung sehr realistisch gehalten, aber nicht ohne jegliche Zuthat von zarterem Humor. —

Id. XXVIII ist ein wunderliebes heiteres Gelegenheitsgedichtchen, das sich keiner der besonderen Arten einfügen lässt, ein Gewebe von ausgesuchter Zartheit und einem so recht anheimelnden Humor, der geeignet ist, uns warm ans Herz zu fassen. Es ist der Milesierin Theogenis zu ehren geschrieben und besingt zunächst ein Geschenk, in einer zierlichen Spindel aus Elfenbein bestehend, das er der Genannten, der Ehefrau seines Freundes Nikias, mitbringt, als er in Milet wieder einmal zuspricht. Wie meisterlich versteht der Dichter sein Präsent in delikate Beziehung zu dem arbeitsamen und wirtschaftlichem Sinne dieser Hausfrau zu bringen! Nicht in das starre Prunkgemach einer blasierten Weltdame soll die Spindel kommen, nicht als müssiges Schaustück im Etagère liegen und erst warten, bis ein cermonieller Besuch mit der gewohnten Fadaise pflichtschuldig das artige Ding bewundert, — nein, die Spindel soll mit ihrer

neuen Eignerin in unverdrossenem Bunde viele kunstreiche Arbeiten für Mann und Haus fertig bringen, so dass bei seinem Anblick vielleicht so mancher ausrufen wird: „*Grosse Freude macht auch kleine Gabe; wertvoll ist ja alles, was vom Freunde kommt.*“

Der Dialekt nähert sich sehr dem äolischen*); das Silbenmass ist im grund das chorjambische, und jede Übertragung in eine andere Sprache muss notwendig verlieren. —

So haben wir denn aus vielen charakteristischen Stellen in den mimischen, bukolischen und einigen anderen Dichtungen Theokrits ersehen, welcher Art der Humor ist, der, weil im ganzen nirgends prätentiös, ebendeshalb eine wohlthuende Wirkung übt. Dass diese Bilder aus dem Volksleben in Stadt und Land, namentlich insoweit sie eine gewisse dramatische Gestaltung annehmen, wie das bei den meisten Idyllen unsers Dichters der Fall ist, mehrenteils von einem launigen spiritus familiaris durchweht sind, wird niemand in Abrede stellen. Sind ja doch die Individuen fast alle nicht nur kräftig gezeichnet, ja gehen weit über das Studium der blossen Charakteristik hinaus, sondern bekunden auch die heiterste Lebhaftigkeit und volkstümliche Anmut der Konversation; dazu kommt eine reiche Fülle von Spruchweisheit aus dem Volke, von scherzhaften Wendungen und Spässen (*χάριτες εὐτελεῖς*) des gemeinen Mannes, wodurch diese Genrebilder eine eigenartige Würze gewinnen. Nicht zu selten wird die humorvolle Wirkung noch erhöht durch eine weise Mischung von Ernst und Scherz. — Gleiten aber auch zuweilen flüchtige Schatten würdiger Trauer über das Antlitz dieser Muse,

*) Notter versuchte die Nachahmung des Original-Metrums; Mörike gab das Gedicht in einer modernen Massweise, die unserm Gehör mehr Rechnung trägt.

sofort glüht wieder voller Sonnenschein auf mit allem seinen Glanz und aller seiner Wärme. —

Ich schliesse diese meine kurze Darlegung mit der Anschauung, dass in unserem Bukoliker ein so reiches Dichterleben sprudelte, dass die erquickende Sälde seiner realistischen Poesie viele poetische Sandsteppen befruchten könnte. Ist er auch manchmal zum Imitator geworden, so wusste er doch das Nach- und Anempfinden mit individueller Souveränität dichterisch zu verarbeiten und so zu seinem Eigentum zu machen. Was Wunder, wenn der Reichtum dieses Dichterherzens mit seltener Neidlosigkeit und rückhaltloser Freude begrüsst wurde! Freilich darf unser glücklicher Sänger nicht von dressierter Weisheit dünkelhaft gemessen werden. Von verkrusteten Methodenrittern, die in jedem Gedichte gleich nach dem roten Faden *„künstlerischer Einheit“* schnuppern, der eben nicht immer von der Dicke eines Schiffstaues zu sein braucht, will die Theokritsche Muse nimmermehr gerichtet werden. —

Sollte es mir nun einigermassen gelungen sein, in Folge dieser meiner gedrängten, zum Teil aphoristischen Abhandlung über den Humor in den bukolischen und mimischen Dichtungen Theokrits dem liebenswürdigen Grossmeister griechischer Idyllenpoesie eine lebhaftere Sympathie frohmutiger Menschen zugewendet zu haben, so sähe ich meine Mühe überreich belohnt. —









